



Flucht und Gastfreundschaft

Bin ich Charlie? *von Gregor Bauer*

Seite 3

Gastfreundschaft – mehr als eine Haltung *von Saskia Scholten*

Seite 4

Die Inklusion wird scheitern *von Henning Köhler*

Seite 6

Letztlich eine Frage des Kirchenverständnisses *von Matthias Ring*

Seite 10

Kirchen in Großbritannien fordern Reform von Sozialhilfesystem

Großbritanniens Kirchen haben eine Reform des Sozialhilfesystems gefordert. Die derzeitige Praxis der Sanktionierung von Sozialhilfeempfängern, die gegen bestimmte Regeln verstießen, sei „unmenschlich und unchristlich“, kritisierten die Kirchen in einer Erklärung. Besonders Familien mit Kindern und psychisch Kranke dürften unter keinen Umständen von den Hilfen ausgeschlossen werden. Zu den Unterzeichnern der Erklärung gehören die anglikanische Kirche von Wales, die reformierte Kirche von Schottland, die Baptisten-Union und die Hilfsorganisation „Church Action on Poverty“. Keinem Gericht in Großbritannien würde es einfallen, jemanden zur Strafe hungern lassen, so der „Church Action on Poverty“-Direktor **Niall Cooper**. „Aber wenn du zu spät zu einem Jobcenter-Termin kommst, können sie dir dein Einkommen streichen und es dir für Wochen unmöglich machen, dich und deine Familie zu ernähren.“

Hirtenbrief im Wahlkampf

Mit einem Hirtenbrief greift die anglikanische Kirche von England zum ersten Mal in ihrer Geschichte in einen britischen Wahlkampf ein. Im 56-seitigen Brief „Wer ist mein Nachbar?“ kritisieren die Bischöfe die „aussterbende politische Kultur“ des Landes und fordern Gläubige auf, am Wahlkampf aktiv teilzunehmen und zu helfen, „die Gesellschaft zu bauen, die viele Menschen wollen, die aber in den Visionen keiner Partei ausgedrückt wird“. Die Kirche empfiehlt, Kandidaten zu bevorzugen, die für einen Abbau von Machtkonzentrationen und die Anerkennung der gesellschaftlichen Vielfalt einträten. Der konservative Premierminister, **David Cameron**, reagierte gelassen

auf den Hirtenbrief. Er begrüßte die politische Einmischung der Kirche, hob aber die sozialen Wohltaten der steigenden Beschäftigung hervor. Die Unterhauswahl findet am 7. Mai statt.

Heimat nicht mehr „wiedergewinnen“

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft hat Paragrafen ihrer Satzung gestrichen, in denen vom Ziel einer „Wiedergewinnung der Heimat“ und einer „Restitution oder gleichwertigen Entschädigung“ die Rede war. Stattdessen fordert sie die weltweite Durchsetzung der Grund- und Menschenrechte und des Selbstbestimmungsrechts von Völkern und Volksgruppen. Grenzüberschreitende Zusammenarbeit und Partnerschaft mit den Tschechen wird zum zentralen Ziel der sudetendeutschen Arbeit erklärt. Die Verbrechen an den Sudetendeutschen und ihre Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg werden als Unrecht benannt, das geheilt werden müsse. Zugleich bekennt sich die Landsmannschaft zur Mitverantwortung „für die Verfolgung und Ermordung von Sudetendeutschen und Tschechen, die dem nationalsozialistischen Regime missliebiger waren, sowie für den Holocaust an den Juden in Böhmen, Mähren und Sudeten-schlesien.“

Jugendliche bindungsunfähig durch Onlinespiele

Intensiver Konsum von Online-spielen und Sexportalen hat nach einer Studie der Klinik für Psychosomatische Medizin der Universitätsmedizin Mainz negativen Einfluss auf die Bindungsfähigkeit von Jugendlichen. Sind Jugendliche mehr als sechs Stunden pro Tag online, per Mobiltelefon oder per Computer, fällt es ihnen demnach schwerer, Beziehungen zu Gleichaltrigen aufzubauen. Jugendliche kommunizierten unter diesen Gegebenheiten weniger, vertrauten ihren Freunden nicht so sehr und fühlten sich von anderen stärker entfremdet, kommentierte Forschungsleiter **Manfred Beutel** die Ergebnisse. „All diese Faktoren begünstigen letztlich die soziale Ausgrenzung.“ Soziale Netzwerke sind nach Aussage der Forscher

demgegenüber förderlich für die Beziehung zu Gleichaltrigen. Allerdings kippe dieser Effekt bei suchtartigem Gebrauch sozialer Netzwerke.

Kirche muss eigene Lehre auf sich anwenden

Der Kirchenhistoriker **Hubert Wolf** sieht im Subsidiaritätsprinzip der katholischen Soziallehre einen Schlüssel für innerkirchliche Reformen. Dieses unter den Päpsten Leo XIII. (1878-1903) und Pius XI. (1922-1939) entwickelte Prinzip sei ein „Exportschlager“ der Kirche geworden und sowohl für die „Soziale Marktwirtschaft“ wie für den Föderalismus der Bundesrepublik Deutschland herangezogen worden. Aber „ausgerechnet in der katholischen Kirche selbst wurde es nie angewendet“. Stattdessen triumphierte ein römischer Zentralismus, der den kleineren Gemeinwesen wie den Bistümern und Gemeinden „immer weniger Freiraum ließ“.

Schweizer Fleischverband droht mit Spendenboykott

Der Schweizer Fleisch-Fachverband (SFF) hat den kirchlichen Hilfswerken des Landes mit einem Spendenboykott gedroht. Er reagiert damit auf die aktuelle Fastenkampagne der Hilfswerke „Fastenopfer“ und „Brot für alle“, in der diese einen zu hohen Fleischkonsum vor dem Hintergrund des weltweiten Klimawandels anprangern. In der Kampagne „Weniger für uns. Genug für alle“ erklären die beiden Hilfswerke eigenen Angaben zufolge, „wie unser Fleischkonsum, der Klimawandel und der Hunger in Entwicklungsländern zusammenhängen“. Er verstehe nicht, warum die Hilfswerke „den Leuten vorschreiben wollen, was auf ihre Teller kommt“, meinte SFF-Präsident **Rolf Büttiker**. Das sei eine Bevormundung. „Mit Ihrer Kampagne wird die Lebensmittelkette Fleisch und damit die Lebensgrundlage vieler Bauern und Metzger infrage gestellt, was wir nicht einfach so hinnehmen können“, schreibt der SFF in einem Brief an die Hilfswerke. Darin heißt es weiter, der Verband sehe sich allenfalls genötigt, seine Kreise zu einem Spendenverzicht aufzurufen.

fortgesetzt auf Seite 31 →

Bin ich Charlie?

Zum Umgang mit den Muslimen unter uns
VON GREGOR BAUER

„**I**CH BIN CHARLIE“ – DIESEN Ruf habe ich in den Tagen nach den Pariser Terror-Anschlägen im Januar verstanden als Ausdruck von Trauer, Wut und Entschlossenheit, sich gegen den Terror zu wehren. Und weil ich diese Gefühle teile, wollte ich diesem Ruf nicht widersprechen. Auch heute – ich schreibe dies Anfang März – möchte ich nicht herumtrampeln auf den Gefühlen derer, die sich mit diesem Satz identifizieren. Aber, bei allem Respekt und Mitgefühl: Zu eigen machen kann ich mir diesen Satz nicht, und ich möchte hier mitteilen, warum.

Jetzt erst recht?

Nach dem brutalen Mord an ihren Freunden sagten sich die überlebenden Redakteure von *Charlie Hebdo* in ihrem Schmerz und in ihrer Empörung: jetzt erst recht. Was lag aus ihrer Sicht näher, als rasch eine neue Ausgabe von *Charlie Hebdo* zu veröffentlichen, mit einem Titel, der die Terror-Paten zur Weißglut treiben musste. Sie waren es ihren Freunden schuldig, und der Freiheit, für die sie gestorben waren. Wie – so mögen die Überlebenden gedacht haben – könnten sie den Terroristen eindrucksvoller demonstrieren, dass ihre Gewalt sinnlos ist, als indem sie für die massenhafte Verbreitung einer Mohammed-Karikatur sorgen, die ohne ebendiese Gewalt kaum jemandem interessiert hätte?

Das aber bedeutet: Redakteure eines Satiremagazins versuchten, via Öffentlichkeit mit Terroristen zu

kommunizieren. Kann das funktionieren? Ich glaube nicht daran. Die Strippenzieher des Terrors lachen sich ins Fäustchen: Die westliche Öffentlichkeit ist in ihre Falle getappt. Ein Klima ist entstanden, in dem es geradezu als moralische Pflicht gilt, die religiösen Gefühle von Muslimen zu verhöhnen. Wütende Proteste in der islamischen Welt gegen den *Charlie-Hebdo*-Titel fordern weitere Tote. Für die Terror-Strategen sind das gute Nachrichten. Endlich tritt – so sehen sie es wohl – die Unvereinbarkeit von westlichen und muslimischen Werten offen zutage. Die westlichen Gesellschaften nehmen Kurs auf die herbeigesehnte Polarisierung. Fazit der Terror-Paten: Die Anschläge haben sich gelohnt.

Nun macht das Bekenntnis zahlreicher Muslime gegen Gewalt und für Toleranz und Meinungsfreiheit den Terroristen einen dicken Strich durch die Rechnung. Wenn es jemanden gibt, der wenigsten die noch schwankenden Terror-Sympathisanten umstimmen kann, dann sind es diese Muslime. Und nicht etwa die blasphemischen Satiriker. Deren absurderweise an unbelehrbare Terroristen gerichtete Kommunikation wirft bei mir die Frage auf: Wie wirkt diese Kommunikation auf die friedlichen Muslime, die unter uns leben und die als Flüchtlinge zu uns kommen? Wenn wir ihre Gefühle ignorieren, liefern wir Munition für die Propagandisten des Terrors: „So lange ihr friedlich seid,“ können sie den friedlichen Muslimen sagen, „interessieren eure Gefühle niemanden. Wenn ihr respektiert werden wollt, müsst ihr zur Waffe greifen.“

Auf diese Gefahr kann es nur eine Antwort geben: Wir müssen auf die Muslime unter uns zugehen und uns einsetzen für ein Klima von gegenseitigem Wohlwollen und Respekt. Das aber erreichen wir nicht, indem wir vor ihren Nasen mit Mohammed-Karikaturen herumfuchteln.

Wie wollen wir miteinander umgehen?

Mir geht es hier nicht um staatliche Verbote. Mir geht es darum, meine eigene Haltung klar zu machen: Ich für meine Person möchte ein Mensch sein, von dem Menschen egal welchen Glaubens keine Beleidigungen zu erwarten haben, sondern Einfühlung, Freundlichkeit und Respekt. Nicht, dass ich keine kritischen Fragen hätte. In welcher Form soll ich sie vorbringen? Ich weiß es nicht. Nicht, wenn es um Fragen an eine Kultur und Religion geht, mit der ich nicht vertraut bin. Ich weiß nur: Ohne Rücksicht und Einfühlung möchte ich nicht kommunizieren. Mohammed-Karikaturen vertragen sich damit nicht.

Zwar ist es wahr: Meinungsfreiheit gibt es nur so lange, wie Menschen mit unterschiedlicher Meinung einander weh tun dürfen. Aber das heißt nicht, dass es keine Menschen und Medien geben dürfte, die bestimmte Dinge nicht sagen und zeigen. Der Christ, der seine Kirchenzeitung aufschlägt, begibt sich in einen medialen Raum, in dem er vor blasphemischen und pornografischen Darstellungen sicher ist. Auch Muslime brauchen solche medialen Räume. Sollen sie diese nur unter Ihresgleichen finden? Wäre das nicht traurig? Ist es nicht zu begrüßen, dass es auch religionsübergreifende Medien gibt, die auf die Gefühle von Muslimen Rücksicht nehmen?

Dann aber muss es in Ordnung sein, dass es auch Menschen und Medien gibt, die sich den Satz „Ich bin Charlie“ nicht zu eigen machen. Denn bei allem Respekt vor der Trauer, Wut und Solidarität, die sich in diesem Satz ausdrücken: „Ich bin Charlie“ – das kann auch verstanden werden als: „Ich respektiere deine religiösen Gefühle nicht.“ Das ist ein Signal, das ich nicht senden will. ■

Gregor Bauer ist Mitglied der Gemeinde Wiesbaden

KIRCHE IM RUND FUNK

Mo, 27.4. bis Mi, 29.4.
5.57 und 6.57 Uhr
in SWR 1/RP (Anstöße)
und SWR 4/RP (Morgengruß)
mit Klaus Rudershausen



Editorial

MIT „FLUCHT UND GASTFREUNDSCHAFT“ haben wir uns für diesen Monat zwei Themen vorgenommen, die außerordentlich aktuell sind. Wahrscheinlich sind derzeit so viele Menschen auf der Flucht wie seit dem 2. Weltkrieg nicht mehr. Entsprechend viele kommen in unser Land an und suchen Hilfe und eine Bleibe. **Gregor Bauer** fragt nach dem Umgang mit Muslimen bei uns, solchen, die neu in unser Land kommen, und solchen, die schon lange hier leben. **Saskia Scholten** beschäftigt sich mit der Frage, wie wir

Flüchtlingen gastfreundlich begegnen können.

Jutta Respondek gibt eine neue Sicht auf das für Juden und Christen prägende Ur-Fluchtereignis in der Bibel: den Exodus, den Auszug aus Ägypten. **Henning Köhler** befasst sich mit der Frage, ob die Integration von behinderten Schülerinnen und Schülern in die Regelschulen gelingen kann. **Veit Schäfer** beschreibt, wie er selbst außergewöhnliche Gastfreundschaft in Russland erlebt hat, und Ina Nikol erzählt von ihren Erfahrungen als „Dachgeberin“. Schließlich rundet **Francine Schwertfeger** das Monats-thema ab, indem sie sich auf Welt-

flucht begibt. Wir haben also wieder einmal ein weites Spektrum.

Ein weiteres Hauptthema ist natürlich Ostern; auch hierzu gibt es sehr unterschiedliche Beiträge. Dazu noch verschiedene andere Artikel, zum Beispiel der im März versprochene Beitrag von Bischof **Matthias Ring** über die Frage, warum er nichts über „Pegida“ geschrieben hat, das Panorama, Gemeindeberichte, Leserbriefe und wie immer die Ansichtssache.

Wir wünschen eine anregende Lektüre und ein gesegnetes Osterfest!

*Im Namen des
Redaktionsteams grüßt Sie
Ihr Gerhard Ruisch*



Auszug

VON JUTTA RESPONDEK

Gastfreundschaft – mehr als eine Haltung

VON SASKIA SCHOLTEN

VOR MITTLERWEILE ÜBER ZWEI JAHREN HABE ich begonnen, die Jahresaktion 2015 zum Thema „Flucht“ für die *Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg* vorzubereiten. Unser allererstes Wochenende führt uns in die kleine Stadt Nürtingen, wo wir ein Sprachencafé besuchen. Wir sind zusammen mit einigen engagierten Gemeindemitgliedern und den pakistanischen Flüchtlingen zum Frühstück eingeladen. Wir lernen die Flüchtlingsarbeit, wie sie in unzähligen Städten läuft, kennen.

In den nächsten beiden Jahren, in denen ich mich weiter mit dem Thema beschäftige, um die Jahresaktion vorzubereiten, höre ich immer wieder die gleiche Geschichte: Eine neue Flüchtlingsunterkunft soll eingerichtet werden. Ein Aufschrei geht durch die Bevölkerung. Von „Gefahrenpotenzial“ ist die Rede, von „Kriminalität“ und von Menschen, die „Kinder und Alte überfallen und Frauen belästigen“. Die Angst vor dem Fremden führt zu Vorurteilen und Ressentiments. Das ist die eine Seite eines

Drehbuches, das immer wieder von unterschiedlichen Akteuren, aber mit dem gleichen Ablauf in Deutschland „gespielt“ wird.

Die andere Seite ist kleiner, unscheinbarer. Es sind Menschen, die sich zusammenfinden, um diesen Stimmen etwas entgegenzusetzen.

Die Gemeindemitglieder in Nürtingen sind ein Beispiel für diese Menschen. Sie organisieren Länderabende, bei denen Flüchtlinge ihre Heimat vorstellen können, sie helfen beim Deutsch lernen und basteln gemeinsam an Fahrrädern, um den Flüchtlingen mehr Mobilität zu ermöglichen. Die Tatkraft dieser Menschen imponiert uns. Noch mehr imponieren uns die Flüchtlinge. Sie laden

uns in ihr Flüchtlingswohnheim ein. Sie kochen uns einen traditionellen pakistanischen Tee. Der Raum ist gefüllt von einem Duft aus einer anderen Welt. Wir erfahren von ihrem Heimweh und von ihren Schwierigkeiten, sich im Dschungel der deutschen Bürokratie zurechtzufinden. Wir sitzen in einem kleinen Raum mit vier Betten und einer kleinen Küchenzeile auf Stühlen, die in aller Eile aus allen umliegenden Zimmern zusammengetragen werden. Plötzlich sind wir Gäste bei Fremden in unserer Heimat.

Dieser Moment der Gastfreundschaft hat mich tief beeindruckt und wurde zum Titel unserer Jahresaktion „Gast >> Freundschaft für Menschen auf der Flucht“. Schon im dritten Buch Mose heißt es: „Der Fremde soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer; und du sollst ihn lieben wie dich selbst“ (Levitikus 19,34). Durch unseren Besuch in Nürtingen ist mir klar geworden, dass es nicht die großen Gesten sind, die Gastfreundschaft ausmachen, sondern die kleinen, alltäglichen: Gegen Fremdenfeindlichkeit das Wort ergreifen, sich informieren und eine Meinung bilden, auf Flüchtlinge zugehen und sich in die lokale Flüchtlingsarbeit einbringen. Jede noch so kleine Geste zählt und macht Deutschland insgesamt gastfreundlicher!

→ *Anmerkung:*

Für diese DPSG-Jahresaktion haben wir jede Menge Methoden und Vorschläge zusammengetragen, wie eine Jugendgruppe, eine Kirchengemeinde oder andere Initiativen Gastfreundschaft vor Ort beispielhaft umsetzen können. Wer sich für das Thema interessiert, findet unter <http://www.dpsg.de/gastfreundschaft> mehr Informationen. Auch Gottesdienstbausteine sind dabei, sie liefern Inspiration für einen Gottesdienst zum Thema „Gastfreundschaft“.

Gast >> Freundschaft
Für Menschen auf der Flucht!



WIR WÜRDEN FREI SEIN! Endlich frei sein! Befreit von Knechtschaft und Unterdrückung. Jahwe, der Gott unserer Väter, war mit uns. Sein Name war ICH BIN DA. Er war unser Retter und Befreier. Und unser Beschützer. Er war für uns da. Er würde auf allen Wegen und in allen Gefahren an unserer Seite sein. Die Ägypter würden uns tatsächlich ziehen lassen.

Auch wenn einige von uns ihre Zweifel hatten: Für mich war es keine Frage gewesen, mich dem großen Exodus anzuschließen. Was konnte schlimmer sein als Sklaverei? Als die tägliche Schufterei bis zur Erschöpfung, als die permanenten Schikanen und brutalen Schläge der ägyptischen Herren? Was konnte schlimmer sein, als ohne Heimat in der Fremde zu leben, ohne Rechte, ohne Würde, ohne Hoffnung, und ohne Jahwe, unseren Gott, verehren zu dürfen? Auch wenn wir unser karges Brot bekamen und nicht verhungern mussten: Was war das für ein Leben?!

Manche meiner Landsleute hatten sich durch Unterwürfigkeit und Eifer hervorgetan, sich arrangiert mit ihrem Sklavendasein und mit ihren Herren. *Es geht uns doch einigermaßen gut. Hier wissen wir, was wir haben. Wir leiden keine Not. Wir kennen unsere Arbeit und unsere Arbeitgeber und haben unser tägliches Brot. Damit kann man leben. Was sollen wir uns überreden lassen, ins Ungewisse hinaus*

zu ziehen? Was kommt dort auf uns zu? Der Weg ist mühsam und beschwerlich. Überall lauern Gefahren. Werden wir das überhaupt überleben? Wir sollten lieber bei dem bleiben, was wir haben. Anderswo kann es noch schlimmer sein.

Sie hatten Angst vor dem, was auf sie zukäme. Es fiel ihnen schwer zu vertrauen. Sich Mose und Aaron anzuvertrauen, die uns mit Jahwes Hilfe in die Freiheit führen würden. Aber letztlich waren doch alle mitgekommen. Trotz Zweifel und Bedenken. Sie wollten ihre Verwandten und Freunde nicht fortziehen lassen und allein in der Fremde zurückbleiben.

Doch sie blieben skeptisch und murrten bei jeder Gelegenheit. Nun saßen wir hier in der Wüste. Ohne Wasser und Nahrung. Die mitgenommenen Vorräte waren längst aufgebraucht. Die Sonne glühte unbarmherzig vom Himmel. Unsere Kehlen waren ausgedörrt. Die Kinder weinten. Viele konnten nicht mehr weiter. Auch mir sank der Mut. Meine Kräfte waren aufgezehrt. Ich fühlte mich alt und schwach. Trotzdem versuchte ich die Murrenden zu besänftigen, ihnen gut zuzureden. *Hat Jahwe uns nicht bisher aus jeder Gefahr errettet? Hat Er uns nicht durch das Schilfmeer geführt und vor der Streitmacht der Ägypter bewahrt? Hat Er uns nicht Tag und Nacht den Weg gewiesen und mit Wasser aus dem Felsen vor dem Verdursten gerettet? Hätte Er uns aus Ägypten befreit, wenn Er uns hier*

zugrunde gehen lassen wollte? Er wird uns auch diesmal beistehen. Ihr werdet sehen: Mose und Aaron werden zum Herrn beten und Er wird uns Hilfe schicken. Habt Geduld und vertraut Jahwe, unserem Gott.

Ich sollte Recht behalten. Bald fanden wir eine Oase mit Dattelpalmen und genügend Wasser für Mensch und Tier. Später fanden wir sogar Wachteln, deren Fleisch wir essen konnten, und wunderbares Brot, das vom Himmel fiel. Trotzdem blieb es eine gefährvolle und beschwerliche Reise mit immer neuen Herausforderungen. Wie lange würde sie gehen? Wann würden wir das verheißene Land erreichen? So, wie es aussah, würden viele von uns gar nicht ankommen. Sie überlebten die Strapazen nicht. Immer wieder mussten wir unterwegs Tote begraben. Alte, Kranke, Gebrechliche, manchmal auch Kinder. Mose und Aaron hörten nicht auf, den Menschen Mut zu machen und ihr Vertrauen auf Jahwe und ihre Hoffnung zu stärken. Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr.

Ich spürte meine Kräfte schwinden. Mein Leben neigte sich dem Ende zu. Ich fühlte es: ich würde das verheißene Land nicht erreichen. Aber meine Hoffnung und mein Mut waren ungebrochen. Wir waren frei. Mein Volk, meine Kinder und Kindeskinde würden in Freiheit leben und nicht als Sklaven in fremdem



Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn



Saskia Scholten ist Mitglied der DPSG-Jahresaktionsgruppe *Gast >> Freundschaft für Menschen auf der Flucht* und Mitglied der Gemeinde Dortmund

deutsche pfadfinderschaft sankt georg





Land willkürlichen und grausamen Herren dienen müssen, ausgebeutet, misshandelt und geknechtet wie ihre Väter. Sie würden als freie Menschen leben und arbeiten und Jahwe, ihrem Gott, dienen.

Abend für Abend, wenn wir unser Lager aufschlugen, erzählten wir uns unsere Geschichte und erinnerten uns daran, wie Gott uns aus der

Hand der Ägypter befreit und hinaus in die Freiheit geführt hatte. Durch die weglöse Wüste, wo Er mitten unter uns war, wo Er uns Gesetze und Lebensregeln gegeben hatte, wo Er uns beistand in aller Gefahr. Er würde uns nicht im Stich lassen. Er würde sein Volk zum versprochenen Ziel führen. Mochte ich persönlich auch in der Wüste zurückbleiben, ich war

kein Sklave mehr. Ich würde als freier Mann sterben. Wir alle waren frei, durch Jahwes machtvolles Wirken befreit. Meine Kinder und Kindeskinder würden das verheißene Land schauen. Ich wusste es.

Nach Ex 12,37-41; 13,17-14,31; 15,22-16,31

Die Inklusion wird scheitern

VON HENNING KÖHLER

DIEM UMSETZUNG DER 2006 VERABSCHIEDETEN *Convention on the Rights of Persons with Disabilities* (CRPD) – umgangssprachlich UN-Behinderterrechtskonvention – wird scheitern, jedenfalls im pädagogischen Raum. Das lässt sich zumindest für Deutschland mit hoher Wahrscheinlichkeit prognostizieren. Der politische Wille zu durchgreifenden Reformen in Richtung einer wahrhaft inklusiven Pädagogik fehlt. Ansätze echter geistiger Durchdringung des Themas gibt es, doch sie sind dünn gesät und weitgehend wirkungslos.

Kürzlich sorgte der Fall eines Jugendlichen mit Trisomie 21 für Aufsehen. Er hatte das Abitur geschafft. In einer

TV-Talkrunde waren alle schwer beeindruckt, so nach dem Motto: *Hört, hört! Sogar aus solchen Kindern kann etwas werden!* Es sei eben gelungen, aus diesem Jungen „alles herauszuholen“, sagte eine Expertin. Sie sprach von optimaler individueller Förderung. Da schrillten bei mir die Alarmglocken. Schon wegen der Misshandlung des Begriffs individuell.

Die Welt der ‚Normalen‘ zwingt den ‚Unnormalen‘ eine demütigende Konkurrenz um Wertschätzung auf. Menschen mit Behinderungen gelten als Inklusions-Vorzeigexemplare, wenn sie innerhalb des Regelwerks der gemäß Selbsteinschätzung Nichtbehinderten hinreichend bis überraschend gut funktionieren. Gelobt seien unter euch die, denen es am besten gelingt, uns ähnlich zu werden. Das ist ein grundlegendes Missverständnis.

Inklusion wird beharrlich mit Sozialisation (‚Eingliederung in die Gesellschaft‘) verwechselt. Man bewertet benachteiligte Menschen anhand konventioneller Leistungs- und Verhaltensnormen, stellt eine Mängeldiagnose und

will dann „alles aus ihnen herausholen“, was sie instand setzt, diese Normen einigermaßen zu erfüllen. Letzteres entspricht dem alten Leitbild anpassungsorientierter Integration, nicht aber dem Ethos der Inklusion.

Solange wir uns von exkludierenden Denkgewohnheiten leiten lassen, kann inklusive Praxis nicht gelingen. Es verbietet sich, Menschen in Güteklassen einzuteilen: Auf der einen Seite defizitäre Individuen, sortiert nach Grad und Art ihrer Defizite, auf der anderen Seite wir, die Nichtdefizitären. Das ist mentale Exklusion. Altes Denken. Unzulängliche Kinder gibt es nicht.

„Im Mittelpunkt unserer Hilfesysteme steht die Behebung des an fremder Normalität gemessenen Mangels. Das auffällige Kind ist ein Mängelwesen. Der Mensch als Individualität gerät dadurch an den Rand.“ So lautet die kritische Bilanz einer 2002 von der Windrather Talschule veranstalteten Tagung zum Thema „Integration als Ausgangspunkt neuer Schulkonzepte“. Damals fiel schon das Wort Inklusion als Hoffnungszeichen. Vier Jahre später kam die CRPD. Gebessert hat sich nichts. Im Gegenteil. Der Fehlerfahndungsblick ist Pflicht geworden. Benachteiligte Kinder müssen krankgeschrieben werden, um einen Anspruch auf Inklusionshilfe zu haben. Und ich fürchte, in Waldorfkreisen regt sich wenig Widerstand dagegen.

Mehr Informationen unter dieser Adresse: www.windrather-talschule.de/pdf/tagungsbericht ■
Mit freundlicher Genehmigung übernommen aus der Zeitschrift *erziehungskunst* – Waldorfpädagogik heute, Februar 2015



Warmes Willkommen in kalter Zeit

VON VEIT SCHÄFER

Gegenwärtig kann man sich des bedrückenden Gefühls nur mit Mühe erwehren, dass die europäischen Blütenträume einem nachhaltigen Frost zum Opfer gefallen sind. Wirtschaft- und Finanzkrisen haben in den letzten Jahren zu einem massiven Auseinanderdriften der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung zwischen den südlichen und nördlichen Mitgliedsländern der EU geführt. Gegenseitige Schuldzuweisungen fördern die Entfremdung und schüren das Misstrauen der Völker untereinander. Vorurteile können sich so zu hasserfüllten Feindbildern entwickeln. Nicht anders sieht es im Verhältnis des Westens zu Russland aus. Die politische Entwicklung um die Ukraine und in der Ukraine selbst löste die schwerste Krise seit dem Ende des Kalten Krieges aus. Es kann wieder ernsthaft über einen großen Krieg in Europa spekuliert werden. Alle auf Frieden und gedeihliche Zusammenarbeit gerichteten politischen Errungenschaften scheinen vergessen oder werden auf Eis gelegt. Hüben und drüben rüstet man auf und lässt in Militärmanövern die Gegenseite schon mal sehen, wozu man notfalls in der Lage ist. Die

alten Ängste der Völker „vor denen“ auf der Gegenseite melden sich zurück.

Mich erinnert das an eine Zeit, die der heutigen so unähnlich nicht ist, an eine Zeit, in der an die mittlerweile mit unendlicher Mühe errungene internationale Verständigung noch gar nicht zu denken war: wenige Jahre vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion. 1987, an Ostern, nahm ich als Mitglied der katholischen Friedensbewegung pax christi an einer zweiwöchigen Studienreise nach Moskau, Minsk und Wilnius teil. Eines der Themen des vorliegenden Heftes heißt „Gastfreundschaft“. Dazu erzähle ich von zwei unvergesslichen Erlebnissen in der russischen Hauptstadt und ihren nachhaltigen Folgen für mich.

OSTERN 1987. DER EISERNE Vorhang war noch heruntergelassen damals. Für unsere zweiwöchige Reise lüftete er sich allenfalls ein wenig. Von der Reiseleitung abgesehen hatte von uns niemand eine rechte Vorstellung davon, was uns erwartete in einem Land, dessen totalitäres politisches System uns als feindlich und dessen

Menschen nicht eben freundlich gesonnen erschienen.

In Moskau hielten wir uns einige Tage lang auf und hatten vielerlei Treffen mit staatlichen, gewerkschaftlichen und auch kirchlichen Stellen. Dort nahmen wir auch an einem festlichen Nachmittagsgottesdienst teil, den ein Metropolit der Orthodoxen Kirche leitete. Die kleine Kirche im Hinterhof eines riesigen Häuserblocks im Stadtzentrum war überfüllt. Auffällig viele junge Menschen nahmen an dem Gottesdienst teil. Seite an Seite mit den Gläubigen folgten wir der feierlichen Liturgie und den Gesängen. Natürlich war verkündet worden, dass eine Friedensgruppe aus Deutschland zugegen sei, und nach dem Gottesdienst gab es einzelne schüchterne Annäherungsversuche zwischen Mitgliedern unserer Gruppe und Gottesdienstbesuchern.

Ich kam ins Gespräch mit einer jungen Moskauerin, die gut Englisch sprach; anders wäre eine Verständigung nicht möglich gewesen. Ich erzählte, was wir in Moskau erlebt und noch vorhatten, und am Ende lud sie mich und einige andere aus der pax-christi-Gruppe spontan zu sich nach Hause ein. Oha, spontane private Einladung?? Ob da nicht der KGB dahintersteckt? Haben die womöglich Spitzel in den Gottesdienst eingeschleust, die uns ködern sollen? Auf was lassen wir uns da ein? Was erwartet uns in einer Privatwohnung? Dürfen Westler das überhaupt, so ohne Weiteres, ohne formelle Einladung, Russen abends, nachts zu Hause besuchen? Lauter Fragen, die wir uns im westlichen Ausland nicht gestellt hätten, die hier aber durch unser von Politik und Medien geprägtes Bild von „den Russen“ hochkamen.

Nun ja, außer mir fanden sich drei weitere junge Männer zu dem Wagnis bereit, mit der Metro zur Endstation des weit draußen liegenden Vororts zu fahren, wo Nina wohnte. Dort wollte sie uns abholen. Russisch konnte keiner von uns, weder sprechen noch



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe



Foto: Besuch bei Nina Komarowa (4. von links) 1987. Veit Schäfer rechts im gelben Pullover.



lesen. Aber wir fanden hin, trotz Umsteigens. Nina geleitete uns durch die Dunkelheit zu einem der zahllosen riesigen Wohnblöcke, in dem sie mit ihrer Mutter wohnte. Es ging durch einen schummrigen Treppenturm mehrere Etagen aufwärts. In der Wohnung angekommen erwartete uns – nein, nicht die Polizei mit gezogenen Maschinenpistolen, sondern Ninas Mutter mit offenen Armen und einem hör- und sichtbar herzlichen Willkommensgruß, von dem wir kein Wort verstanden.

Wir wurden ins Wohnzimmer geführt, und vor uns öffnete sich das Schlaraffenland! Nina, ihre Mutter, zwei Freundinnen und ein Freund hatten eine österliche Festtafel mit allen Köstlichkeiten der russischen Küche vorbereitet. Hatten wir nicht gehört, die Versor-

Freundschaften bis heute

Dieses denkwürdige gänzlich ungeplante „Friedenstreffen“ in einer Moskauer Mietwohnung war die Initialzündung für Freundschaften, die bis heute bestehen. Ein Jahr später schon erhielt Nina ein Visum für eine Deutschlandreise und nahm den Kurswagen Moskau-Karlsruhe, um von hier aus ihre neuen deutschen Freunde in verschiedenen Städten wiederzusehen. Für mich war die Reise nach Russland der Anlass, die russische Sprache und die kyrillische Schrift zu erlernen. Während der Reise hatte ich mich mehrfach dafür geschämt, dass uns alle unsere Gesprächspartner in hervorragendem Deutsch empfangen, wogegen ich nicht einmal russisch „Guten Tag“ sagen konnte.

Ermutigt durch meine wachsenden Sprachkenntnisse wagten meine Frau und ich es, die Pianistin und die Reisebegleiterin eines Moskauer Kinderchors, der 1991 in Mittelbaden während einer zweiwöchigen Tournee mehrere Auftritte hatte, als Übernachtungsgäste zu uns einzuladen. Eine der beiden Frauen konnte ein wenig Französisch, die andere einige Brocken Englisch, meine Frau steuerte ihr Französisch bei und ich mein im Selbstlernverfahren erworbenes Russisch. Mit diesem Kauderwelsch wickelten wir 14 Tage Tourneeprogramm und Alltag ab. Als der Chor abreiste, waren wir Freunde, buchstäblich für's Leben, und meine Frau und ich hatten die Einladung der beiden „nächstes Jahr in Moskau“ auf dem Tisch.

Wir nahmen an und reisten mit unserer Tochter im Sommer 1992 in die russische Hauptstadt. Wir waren zu Gast in der fünfköpfigen Familie von Nadja. Als wir nach ihren drei Kindern fragten, hörten wir, dass diese bei den Großeltern im Ural seien, das Kinderzimmer sei jetzt unseres, und im Wohnzimmer gab es eine Couch für unsere Tochter. Nadja und ihr Mann Viktor hatten in Zusammenarbeit mit Natascha,

der Pianistin, und deren Familie, mit Nina, unserer „Freundin Nr. 1“, und deren Freunden ein veritables zehntägiges Besuchs- und Besichtigungsprogramm ausgearbeitet. Es verging kein Abend ohne ein Festessen mit wechseln-

Freundschaft

den Besetzungen. Alle wollten die (West-)Deutschen kennenlernen, reden, fragen, diskutieren, und natürlich auch: ihre eigenen Lebensverhältnisse zeigen. So nahm uns Natascha mit hinauf auf die Familiendatscha. Und natürlich auch dort: großes Essen mit der weitverzweigten Familie. Nirgends durfte es an zahlreichen Trinksprüchen fehlen, Wodka inklusive, und das meistgebühte Wort in diesen Tagen hieß *druschba*, Freundschaft.

In den Jahren darauf folgten weitere Begegnungen hier wie dort, doch ich wollte hier nur von diesen beiden Beispielen einer ebenso ungewöhnlichen wie unerwarteten Gastfreundschaft in Russland erzählen. Diese Erfahrungen bestimmen für immer mein Bild von Russland und von russischen Menschen, das keine noch so klugen und politischen und journalistischen Einsichten erschüttern wird. Dass es ganz andere schlimme Erfahrungen gibt, wer wollte das bestreiten! Das ist so in und mit jedem Volk so, das einem anderen in Feindschaft und Krieg gegenüberstand.

Eine bittere Erkenntnis aus dem Ersten Weltkrieg, aus Kriegen überhaupt, lautete: Kriege werden von Menschen geplant und beschlossen, die sich ziemlich gut kennen. Ausgetragen und erlitten werden müssen sie von Menschen, die sich überhaupt nicht kennen. Vielleicht wäre es eine wirksame Kriegsvermeidungsstrategie, wenn die Politiker bei ihren Konferenzen und Strategieplanungen jeweils einige Essen mit so genannten einfachen Leuten vorsähen? ■



Dachgeber und Warmduscher

VON INA NIKOL

OB ICH WOHL FÜR DIE nächste *Christen heute*-Ausgabe etwas von unseren Erfahrungen mit dem „Dachgeber“ und mit „Warmshowers“ schreiben möchte, Thema sei „Gastfreundschaft“ – so lautete ein Anruf aus Redaktionsskriens. Da fiel es nicht schwer spontan zuzusagen.

Der „Dachgeber“ ist ein deutschsprachiges „Warmshowers“ ein internationales Adressverzeichnis, in die sich Leute eintragen können, die bereit sind, reisende Radler bei sich aufzunehmen. Im Gegenzug kann man selbst auf Radreisen die Adressen nutzen. Als Anbieter gibt man an, was die Reisenden erwarten können: vom Zeltplatz im Vorgarten bis zur Gästewohnung, vom einfachen Übernachten bis zum Abendessen und Frühstück, ob man nur einen oder zwei Radler oder vielleicht nur Radlerinnen oder ganze Familien beherbergen kann – es ist so ziemlich alles drin.

Solche Angebote gibt es auch ohne Fahrrad: „Couchsurfing“ für's Übernachten fällt mir dazu ein.

Manche mögen davor zurückschrecken, (wild?) fremde Leute zu sich einzuladen, aber zu dieser Sorte gehören wir nicht. Also haben wir uns gleich angemeldet, als wir vor etwa zwölf Jahren davon erfahren haben. Vorweg: Wir haben bisher nur gute Erfahrungen damit gemacht. Die ge-

meinsame Freude am Radeln ist meist ein guter Einstieg in Gespräche, die oft bei Gott und der Welt landen.

Da war zum Beispiel der junge Mann, der mit einem Liegerad nach Australien gereist ist und der ein halbes Jahr später auf der Rückfahrt wieder bei uns vorbeikam, mit vielen Fotos und Geschichten im Gepäck. Er hatte halb Australien umradelt und sich mit Gelegenheitsjobs das nötige Geld verdient. Wir haben einen ganzen Abend lang zugehört und Fragen gestellt, und auch für unsere Kinder war es ein Erlebnis, die Reiseabenteuer so lebendig erzählt zu bekommen.

Oder das Pärchen, das gleich zu Anfang unserer Dachgeber-Karriere auftauchte: Beim Kennenlern-Gespräch stellte sich heraus, dass die Frau, die von weither kam, eine sehr gute Freundin von uns aus Jugendzeiten kannte, die dann spontan bei uns vorbeikam. So verbrachten wir einen völlig überraschenden „Weißt Du noch, damals“-Abend miteinander.

Ähnlich erging es uns noch einmal im letzten Herbst: Ein Koreaner hatte sich per E-Mail angemeldet. Da ich mich noch lebhaft an meinen Aufenthalt zur Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Korea erinnerte, war ich sehr gespannt. Tae yun hat sich sehr gefreut, als ich ihm so begeistert von meinem Korea-Aufenthalt erzählte, und dann stellte sich noch heraus, dass er auf der

anderen Seite des Strandes, an dem das Hotel der alt-katholischen Delegierten stand, aufgewachsen war! Es hat ihn sichtlich beeindruckt, so weit weg von zuhause von seiner Heimat reden zu können. Die Welt ist ein Dorf. Er blieb zwei Tage, war dankbar für Waschmaschine und Dusche und bekochte uns am zweiten Abend ganz vorzüglich mit einem koreanischen Gericht. Dann radelte er weiter nach Spanien. Inzwischen ist er längst wieder in Korea, und wir denken immer wieder mal an ihn.

Oder die dreiköpfige Familie, die in einem Ökodorf wohnt. Die Eltern möchten eine gesunde Umwelt für ihr Kind erhalten und testen deswegen alternative Verkehrsmittel. An diesem Abend habe ich viel gelernt über umweltfreundliche Verkehrsprojekte und ökologische Lebensgemeinschaften.

Es verschlügt auch immer wieder Leute wegen der Uniklinik nach Freiburg. Ab und zu werden wir angerufen und gefragt, ob wir auch einen Übernachtungsplatz anbieten, wenn die Radler gerade ohne Fahrrad unterwegs sind. Da war die Frau, die ihre alte Mutter zu einer aufwendigen Untersuchung begleitete, und der junge Mann, dessen Freundin eine Tumor-Operation bevorstand und die er in dieser Zeit nicht alleine lassen wollte. Wer in solch einer Situation keine Bekannten vor Ort hat und sich ein Hotel nicht leisten kann, steht vor einem Problem. Auch diese Gäste haben wir gerne aufgenommen und ihnen zugehört.

Selten fahren auch wir auf eine längere Tour und haben die Gastfreundschaft anderer Radler erfahren, froh, nach einem anstrengenden Tag einen trockenen Schlafplatz zu haben, ein wenig Unterhaltung, verschiedene Leute und ihre Geschichten kennenzulernen. Beim Schreiben merke ich, wie all die fremden Gäste, Gastgeberinnen und Gastgeber wieder lebendig in meiner Erinnerung da sind.

So erlebe ich Gastfreundschaft als eine immer wieder meinen Horizont erweiternde und mein Leben bereichernde Erfahrung. Ich freue mich schon auf die Gäste der kommenden Radl-Saison! ■



Ina Nikol ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

Foto: Flickr, Stephen Pougas, „Bicycle“, Creative Commons License



Letztlich eine Frage des Kirchenverständnisses

VON MATTHIAS RING

HERR THOMES AUS HAMBURG HAT IN EINEM Leserbrief in der letzten Ausgabe dieser Zeitung das Schweigen von „Bischof und Bistum“ zu den Pegida-Demonstrationen beklagt. Wenn ich davon ausgehe, dass er „Bistum“ und „Bischof“ nicht synonym gebraucht und letztlich „nur“ mich meint, dann stimmt die Behauptung zumindest für das Bistum in dieser Allgemeinheit nicht. So hat in der vorletzten Ausgabe Pfarrer Ruisch als leitender Redakteur dieser Zeitung eine – wie Herr Thomes ihm bescheinigt – „kluge Ansichtssache“ zu diesem Thema geschrieben. Von verschiedenen Geistlichen ist mir zudem bekannt, dass sie in ihren Predigten Stellung bezogen und sich in die Schar der Gegendemonstranten eingereiht haben. Außerdem haben sich an verschiedenen Orten Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken entsprechend engagiert. Auch sie sind Bistum – und nicht nur der Bischof oder die Synodalvertretung. Und mit diesem Hinweis ist bereits angedeutet, was ich noch ausführlicher betrachten möchte, nämlich die Frage nach dem Kirchenverständnis, die bei dem gesamten Komplex immer mit berührt ist. Das Kirchenverständnis scheint mir sogar der Hauptpunkt, der zu diskutieren wäre.

Doch lassen Sie mich vorher noch von einer Erfahrung aus mittlerweile drei Studientagen in unserem Bistum zum Thema „Kirche und Politik“ berichten. Bei diesen Studientagen habe ich zunächst, am Vormittag, referiert, warum sich der Alt-Katholizismus bis zum Zweiten Weltkrieg als unpolitischer Katholizismus verstand und was damit gemeint war. Ich kann dies an dieser Stelle nicht näher ausführen, sondern nur festhalten: Die Kirche sah sich nicht als Ort, um politische und gesellschaftspolitische

Fragen zu diskutieren; jeder und jede sollte sich selbst eine Meinung bilden. Damit grenzte man sich vor allem gegen die römisch-katholische Kirche ab, die zu allen denkbaren Fragen eine kirchenamtliche Position zu bieten hatte. Das bedeutete freilich nicht, dass der einzelne Christ unpolitisch sein sollte, ganz im Gegenteil. Christinnen und Christen sollten geradezu Vorbild in ihrem gesellschaftlichen und politischen Engagement sein. Was bei dieser Konzeption aber fehlte, war die Möglichkeit, im Raum der Kirche und damit im Austausch mit den anderen Gläubigen die eigene Meinung zu bilden.

Nachdem ich vormittags den historischen Befund dargelegt hatte, bedauerten fast alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Studientage, dass dies heute de facto nach wie vor so sei und wünschten sich ein stärkeres gesellschaftspolitisches Profil der eigenen Kirche. Doch wenn ich am Nachmittag Modelle vorlegte, wie das konkret aussehen könnte, war die allgemeine Skepsis groß. Man sei ja gerade deshalb alt-katholisch geworden, weil man sich nicht vorschreiben lassen wolle, was man zu denken habe, so lautete eine Reaktion. Und was sei, wenn die Synode eine Position als alt-katholisch festlege, man selbst denke aber ganz anders? Sei man dann nicht mehr alt-katholisch? Oder ein schlechter Alt-Katholik?

Diese Spannung zwischen Vormittag und Nachmittag, zwischen dem Wunsch nach einem stärkeren gesellschaftspolitischen Profil und der Angst vor genau demselben, beobachte ich immer wieder. Mir scheint, sie lässt sich relativ einfach erklären, denn vermutlich wurde erst am Nachmittag allen bewusst, dass eine alt-katholische Stellungnahme zu einer bestimmten Frage – egal, ob vom Bischof, der Synodalvertretung oder der Synode – unter Umständen der eigenen Überzeugung widersprechen könnte. Wer immer also eine Stellungnahme des Bischofs fordert, sollte sich zunächst fragen, wie er oder sie damit umgehen würde, wenn diese der eigenen Meinung widerspricht, und was es bedeutet, wenn dies vielleicht mehrmals passiert.

Amtsautorität oder Kraft der Argumente?

Auch in diesem kurzen Erfahrungsbericht aus den Studientagen klingt die grundsätzliche Frage nach dem Kirchenverständnis an. Bis ich diesen Artikel niederschrieb, vertrat ich die Ansicht, nur die Synode könne eine verbindliche Position festlegen, da sie ja die Repräsentanz der Kirche sei. Heute sehe ich das im Hinblick auf gesellschaftspolitische Fragen anders, bin mir aber nicht sicher, ob dies schon der Endpunkt meiner Meinungsbildung ist.

Natürlich – so meine momentane Meinung – kann sich die Synode zu den genannten Themen äußern (die letzte tat dies in puncto Rüstungsexporte), genauso wie ich dies tun könnte. Aber ich hielte es in beiden Fällen, also im Hinblick auf die Synode wie den Bischof, für vermessen, mit dem Anspruch aufzutreten, die so definierte Position sei die einzige, die man als Alt-Katholik vertreten könne. Denn sowohl Bischof als auch Synode haben in Bezug auf gesellschaftspolitische Fragen keine andere Autorität (und kein anderes Mandat) als jeder Christenmensch. Und das bedeutet in meinen Augen zunächst: Entscheidend sind die Argumente, die für die eigene Position vorgebracht werden können, nicht aber die Autorität, die mit dem Amt oder dem Gremium an sich verbunden ist. Eine oberflächliche Stellungnahme bleibt oberflächlich, auch wenn der Name eines Bischofs darunter steht – oder die vielen Namen der Synodalen. Hier finden Sie letztlich auch den Grund, warum ich zwar eine Zeit lang erwogen habe, zu Pegida einen Artikel zu schreiben, es dann aber doch unterblieb. Ich habe schlichtweg sehr lange gebraucht, mir ein differenziertes Urteil zu bilden, das über ein schlichtes „ich bin dagegen“ hinausgeht. Anfangs stand ich ratlos vor dem, was sich in Dresden und später in anderen Städten abspielte. Als ich klarer sah, war der Höhepunkt auch schon überschritten.

Es wäre klerikale Verblendung, wenn ich der Meinung wäre, aufgrund meiner Weihe sei ich eher als die Laien in der Lage zu beurteilen, was das Evangelium in Bezug auf eine bestimmte Frage unserer Zeit fordert. Durch die Bischofsweihe bin ich weder klüger geworden noch erhielt ich ein schnelleres und zielsichereres Urteilsvermögen. Intellektuelle Verblendung würde ich es nennen, das Theologiestudium als Voraussetzung für solches Urteilsvermögen zu betrachten, denn damit würde die Mehrheit der Christinnen und Christen entmündigt.

Bleibt noch die Frage nach dem Mandat. Der evangelische Theologe Friedrich Wilhelm Graf (München) bestreitet immer wieder, dass die Kirche ein „prophetisches Wächteramt“ gegenüber Staat und Gesellschaft habe. Ich stimme ihm darin zu, wenn dieses Wächteramt allein den kirchlichen Autoritäten zugesprochen würde, denke aber, dass ein solches prophetisches Amt durch die Taufe einem jeden Christenmenschen aufgetragen ist. Das bedeutet nicht, dass Christen qua Taufe besser wissen, was für eine Gesellschaft gut ist. Aber da, wo Unheil geschieht, Ungerechtigkeit und Gewalt herrschen, ist es ihre Pflicht,

dagegen aufzutreten. Dass Christen dabei oft genug irren und neues Unheil schaffen können – das möchte ich an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen.

Die Wahrnehmung kirchlicher Stellungnahmen

Erlauben Sie mir abschließend noch einige Anmerkungen zu eher praktischen Aspekten:

Natürlich hätte ich mich zu Pegida äußern können. Wenn ich darum gebeten worden wäre, hätte ich dies vielleicht sogar getan. Eine solche Bitte ist aber nie an mich herangetragen worden, schon gar nicht von den Medien. Bei den großen Konfessionen ist das natürlich anders. Aber wenn ich mir die kirchlichen Pressedienste anschauere, stelle ich immer wieder Folgendes fest: Evangelische Medien zitieren hauptsächlich die Stellungnahmen evangelischer Bischöfinnen und Bischöfe plus unter Umständen die des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz. Römisch-katholische Medien zitieren hauptsächlich die römisch-katholischen Bischöfe plus unter Umständen den Ratsvorsitzenden der EKD. In die weltlichen Medien

schaffen es meistens nur der Ratsvorsitzende und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz. Das heißt, die Reichweite kirchlicher Stellungnahmen ist sehr beschränkt und überschreitet selten die Grenze der eigenen Konfession und der kirchlichen Medien beziehungsweise Öffentlichkeit. Wenn dies selbst bei den großen Kirchen so ist, kann man sich ausrechnen, welche Chance eine kleine Kirche hat, via bischöflicher Verlautbarung am medialen und gesellschaftlichen Diskurs teilzunehmen. Es gibt, oder besser: es gäbe eine Ausnahme, nämlich eine extreme Position zu beziehen. Der Papst kann sich an Weihnachten ganz allgemein für den Frieden in der Welt aussprechen, und die *Tagesschau* zitiert ihn genau damit. Ich müsste schon für Waffenlieferungen an die Ukraine eintreten (ich schreibe es sicherheitshalber dazu: Das tue ich nicht!), um nur eine geringe Chance auf mediale Resonanz zu haben.

Schließlich gibt es noch einen banalen, aber nicht zu unterschätzenden Faktor: die Zeit. Ich habe nicht, wie die kirchenleitenden Männer und Frauen der beiden großen Kirchen, einen Referenten, der mir eine fundierte Stellungnahme schreibt. Natürlich wäre eine kurze Verlautbarung möglich gewesen, die den vielen Verlautbarungen geglichen hätte, die ich zu Gesicht bekam und die letztlich darauf hinausliefen, dass das Ganze vom christlichen Standpunkt abzulehnen ist. Aber wäre damit etwas gewonnen gewesen? Ein Beitrag zu einer fundierten Auseinandersetzung wäre das nicht gewesen; das waren freilich auch die meisten Stellungnahmen zu Pegida nicht – nicht nur die kirchlichen. Ich meine mich zu erinnern, sogar schrecklich viel Dummes gelesen zu haben.

Zum Schluss noch eine Anmerkung zum Kreuz in den Farben Schwarz-Rot-Gold. Da bin ich der Meinung, dass man bestimmte Geschmacklosigkeiten nicht noch aufwerten sollte, indem man sie verurteilt. ■

„
Eine oberflächliche Stellungnahme bleibt oberflächlich, auch wenn der Name eines Bischofs darunter steht – oder die vielen Namen der Synodalen.

BISCHOF DR.
MATTHIAS RING

“



Wer liebt, versteht

Eine Spitze im Osterevangelium
VON GERHARD RUISCH

Am ersten Tag nach dem Sabbat, noch vor Sonnenaufgang, ging Maria aus Magdala zum Grab. Da sah sie, dass der Stein nicht mehr vor dem Eingang des Grabes lag. Sofort lief sie zu Simon Petrus und dem anderen Jünger, den Jesus liebte. Aufgeregt berichtete sie ihnen: „Sie haben den Herrn aus dem Grab geholt, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gebracht haben!“ Da beeilten sich Petrus und der andere Jünger, um möglichst schnell zum Grab zu kommen. Gemeinsam liefen sie los, aber der andere war schneller als Petrus und kam zuerst am Grab an. Ohne hineinzugehen, schaute er in die Grabkammer und sah die Leinentücher dort liegen. Dann kam auch Simon Petrus. Er ging in das Grab hinein und sah ebenfalls die Leinentücher zusammen mit dem Tuch, das den Kopf Jesu bedeckt hatte. Es lag nicht zwischen den Leinentüchern, sondern zusammengefaltet an der Seite.

Jetzt ging auch der andere Jünger, der zuerst angekommen war, in die Grabkammer. Er sah sich darin um, und nun glaubte er, dass Jesus von den Toten auferstanden war. Denn bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie die Heilige Schrift noch nicht verstanden, in der es heißt, dass Jesus von den Toten auferstehen wird. Die Jünger gingen nach Hause zurück.

Inzwischen war auch Maria zum Grab zurückgekehrt und blieb voll Trauer davor stehen. Weinend schaute sie in die Kammer und sah plötzlich zwei weiß gekleidete Engel an der Stelle sitzen, wo Jesus gelegen hatte; einen am Kopfende, den anderen am Fußende. „Warum weinst du?“, fragten die Engel. „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingebracht haben“, antwortete Maria aus Magdala.

Als Maria sich umblickte, sah sie Jesus vor sich stehen. Aber sie erkannte ihn nicht.

Er fragte sie: „Warum weinst du, und wen suchst du?“ Maria hielt Jesus

für den Gärtner und fragte deshalb: „Hast du ihn weggenommen? Dann sag mir doch, wobin du ihn gebracht hast. Ich will ihn holen.“ „Maria!“, sagte Jesus nun. Sie wandte sich ihm zu und rief: „Rabbuni!“ Das ist Hebräisch und heißt: „Mein Meister.“ Jesus sagte: „Halte mich nicht fest! Denn ich bin noch nicht zu meinem Vater zurückgekehrt. Geh aber zu meinen Geschwistern und sag ihnen: Ich gehe zurück zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott!“ Maria aus Magdala lief nun zu den Jüngern und berichtete ihnen: „Ich habe den Herrn gesehen!“ Und sie erzählte alles, was ihr Jesus gesagt hatte.

Johannes 20,1-18

ES IST INTERESSANT FESTZUSTELLEN, dass Johannes in seinem wunderbaren Osterevangelium eine Spitze verbirgt. Als er schreibt, am Ende des 1. Jahrhunderts, ist die Kirche ja noch jung, aber es ist doch schon viel geschehen. Zum Beispiel wird aus den vielen einzelnen Gemeinden, die im ganzen römischen Reich entstanden sind, immer mehr eine Gemeinschaft, eine Kirche. Am Anfang waren es eben einzelne Gemeinden oder Gemeindeverbände, die sich selber ihre Form suchen mussten, wie sie sich organisieren wollten. So finden sich im Neuen Testament viele verschiedene Gemeindestrukturen. Und sie hatten auch ihre eigenen Gewährsleute, die Alten, die sich noch an Jesus erinnerten oder die noch jemanden kannten, der ihnen von Jesus erzählt hatte, und die es nun weiter erzählen konnten. Damit das Wissen nicht verloren ging, hat man angefangen es aufzuschreiben, aber es gab eben verschiedene Überlieferungsstränge.

Gegen Ende des 1. Jahrhunderts hatte sich schon eine gewisse einheitliche Struktur herausgebildet: In den meisten Gemeinden gab es einen Presbyter, woraus später das Wort Priester wurde, oder einen Episkopos, einen Bischof an der Spitze. Oft war es auch ein Kreis von Ältesten, von Presbytern. Man hielt Kontakt zu Nachbar-

gemeinden durch Besuche und Briefe und tauschte sich theologisch aus.

Aber die johanneischen Gemeinden hatten eine gewisse Sonderstellung. Sie entwickelten eine eigene Theologie; man sieht es daran, dass das Johannesevangelium sich deutlich von den anderen unterscheidet. Und sie wehrten sich gegen die Hierarchisierung. Sie versprachen sich alles von der unmittelbaren Beziehung aller zu Jesus Christus, sie hatten prophetische Lehrer, aber keine kirchlichen Amtspersonen. Ihr Gewährsmann war der Jünger, den Jesus liebte, der, der ihm besonders nahe stand, der an Jesu Brust ruhen durfte, vielleicht weil er noch sehr jung war. Nur das Johannesevangelium erwähnt ihn, aber dort spielt er eine entscheidende Rolle.

Und da liegt auch die Spitze, die Johannes in sein Evangelium einbaut. Denn die Annäherung an die große Gesamtkirche hat offensichtlich inzwischen stattgefunden; auch die johanneischen Gemeinden beginnen zu sehen, dass in einer größer werdenden Kirche eine gewisse Leitung sinnvoll ist.

Das stellt Johannes dar in der Person des Petrus: Er ist immer wieder im Evangelium der Wortführer der Jüngerschar. Ihm wird Jesus im letzten Kapitel des Johannesevangeliums, das von einem Schüler des Evangelisten geschrieben ist, der Auftrag geben: „Weide meine Lämmer!“ – nicht ohne ihn dreimal an seine Verleugnung zu erinnern. Er ist auch der, der sich auf den Weg macht, um zu überprüfen, was dran ist an dem aufgeregten Bericht Marias.

Doch den Lieblingsjünger treibt es, ihn zu begleiten, auch er muss wissen, was los ist, und er läuft schneller als Petrus. Aber es ist keine Frage: Er wartet am Grab. Es ist Aufgabe des Petrus zu inspizieren, sozusagen amtlich. Ja, Petrus tut das, was seines Amtes ist. Er sieht, dass das Grab leer ist, er sieht die ordentlich gefalteten Leinenbinden, die nicht auf einen Grabraub schließen lassen. Aber die Spitze sagt: Er kapiert aber nichts. Der versteht, was los ist, ist nicht der,

der das Amt hat, sondern derjenige, der liebt: Er glaubt, dass Jesus auferstanden ist. Wer am Herzen Jesu ruht, hat den direkten Zugang zu Jesus, im Leben wie im Tod, er ist schneller in allem: im Lauf wie im Begreifen.

Dasselbe wiederholt sich gleich darauf bei Maria von Magdala, die Jesus ebenfalls geliebt hat, so sehr, dass sie mitten in der Nacht zum Grab aufgebrochen ist. Sie hört sich von Jesus beim Namen gerufen, und daran erkennt sie ihn als den Lebendigen.

Es geht mir heute bestimmt nicht darum, Ihnen eine Abhandlung über frühe Kirchengeschichte zu präsentieren, sondern ich glaube, bei aller versteckten Spitze, die Johannes eingebaut hat, ist darin eine wichtige Erkenntnis enthalten: Nur wer liebt, kann wirklich erkennen und zum Glauben kommen. Wer nur Dogmen lernen kann, kann nicht wirklich erkennen. Immer wieder in der Geschichte haben Kirchenoberer gemeint, sie müssten Menschen gewaltsam zwingen, ihre scheinbar objektiven Wahrheiten anzunehmen. Dabei steht schon im Johannesevangelium, dass das Amt nur das Äußerliche sehen kann, wie zusammengefaltete Tücher, aber es braucht das Herz, um zu erfassen, was das bedeutet. Petrus sieht, was es zu sehen gibt, aber zum Glauben kann er erst kommen, als Johannes ihm erklärt, was es bedeutet.

Ausgerechnet Papst Benedikt XVI., der so lange Jahre Wächter über den Glauben der Katholiken war, schreibt: „Den Auferstandenen findet man nicht wie ein Stück Holz oder Stein. Er offenbart sich nicht der Neugier, sondern der Liebe.“

So findet sich im Johannesevangelium beides: Es gibt eine Anerkennung, dass es das Leitungsamt braucht, damit die Kirche funktionieren kann, personifiziert in Petrus. Das Evangelium sieht aber auch die Grenzen: Wer leitet, muss nicht automatisch die tiefste Glaubenserkenntnis haben. Nicht der Neugier, wie Benedikt sagt, nicht dem Denken, nicht der Forschung erschließt sich der Glaube an Gott, auch nicht der Glaube an die Auferstehung Jesu. Sie sind wichtig, denn man will ja nicht einfach alles glauben; es ist gut zu wissen, wie der Glaube entstanden

ist, wer, wann, warum, wo und wie die Bibel geschrieben hat. Aber das Glauben geschieht nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen. Deshalb kann ihn auch kein Lehramt vorschreiben. Und deshalb wird die Frage, was Ostern bedeutet, so viele Antworten finden wie Menschen, die sie stellen.

Begegnung mit dem Auferstandenen

Auch ich kann Ihnen jetzt nicht einfach Ostern erklären: So und so verhält es sich, und jetzt glaubt das bitte alle. Ich kann Ihrem Kopf erklären, dass offensichtlich damals ganz viele Menschen zum Glauben an die Auferstehung gekommen sind, dass ihnen, wie auch immer man sich

entscheiden, ob Jesus für mich auferstanden ist oder nicht.

Anselm Grün sagt: „Auferstehung ist für die Evangelien kein Ereignis, über das man diskutieren sollte. Vielmehr geschieht Auferstehung immer dort, wo Jesus als der Auferstandene den Jüngern begegnet.“ Daran hängt alles. Ob wir an Jesu Auferstehung glauben, das entscheidet sich nicht in der Vergangenheit, sondern heute. Wenn wir nichts davon spüren, dass Jesus lebt, dann wird es uns schwer fallen, die Osterbotschaft ernst zu nehmen. Wenn wir heute spüren, dass Jesus lebt, dann ist der Glaube an seine Auferstehung da.

Die Osterevangelien ermutigen uns, der Liebe zu vertrauen. Wenn



das vorstellen kann, Jesus als lebendig begegnet ist; ich kann erinnern daran, dass nach den Evangelien sicher gestellt wurde, dass er wirklich tot war; ich kann aufmerksam machen, dass die Jünger praktisch veranlagte Leute und keine Spinner waren. Aber beweisen kann ich Ihnen gar nichts. Sie können immer noch sagen: Das sieht mir doch alles sehr nach einer Massenhysterie aus – oder etwas ähnliches. Denn unseren Kopf sollten wir zwar benutzen, aber er kann nicht

unsere Liebe fortbesteht über den Tod hinaus, dann spricht unser Herz. Wenn wir den Tod eines Menschen einfach nicht fassen können und alles in uns schreit: er lebt, er lebt, dann spricht unser Herz. Der Lieblingsjünger und Maria von Magdala haben das bei Jesus empfunden, und sie sind zur Gewissheit gelangt, dass er lebt. Ihr Zeugnis ermutigt uns, auf unser Herz zu hören. Denn der Auferstandene und alle, die bei ihm leben, sie offenbaren sich nicht der Neugier, sondern der Liebe. ■

Johannes und Petrus auf dem Weg zum Grab, Eugene Burnand 1898, Wikipedia

Gerhard Ruisch ist Pfarrer der Gemeinde Freiburg und Chefredakteur von Christen heute



Ein Dorfpfarrer im Vatikan?

VON GERHARD RUISCH

SEITDEM PAPST FRANZISKUS IM Amt ist, ist es wieder spannend geworden, nach Rom zu schauen. Das Klima hat sich gewandelt; viele Katholiken sind wieder stolz darauf, katholisch zu sein. Viele machen sich Hoffnung, dass doch endlich einmal etwas vorwärts geht. Das Reformtempo, dass Franziskus vorlegt, ist ja auch atemberaubend. Es ist auch für uns Alt-Katholiken spannend: Da nutzt einer die unbeschränkte Machtfülle, die ihm der Jurisdiktionsprimat zuschreibt, um Reformen durchzu-

und damit macht er vielen Menschen Angst. Konservative Katholiken fürchten um die Würde des Papstamtes und dass er es aushöhlt. Oder sie fürchten, dass die bisher sehr bescheidenen Anfänge von Öffnung auf Synodalität hin trotzdem zu Rissen in der Morallehre der Kirche führen können – der Morallehre, die man sich als unveränderlich und seit Jesus göltig vorstellt. Kurz: zu sittlichem Verfall und „Anbiederung an den Zeitgeist“, wie in diesen Kreisen gerne gesagt wird.

So ist es wirklich nicht erstaunlich, dass dem Papst auch Gegenwind entgegenschlägt, dass Reformgegner immer schärfere Geschütze auffahren und die ganz traditionalistisch eingestellten Kreise sehlich auf das Ende seines Pontifikats warten, bevor er noch mehr kaputt macht von der Kirche, wie sie sie lieben und für ewig und gottgewollt erachten. Wir dürfen gespannt sein, wie der Machtkampf ausgehen wird und wer den längeren Atem hat.

In letzter Zeit erhält Franziskus aber auch Widerspruch aus völlig anderen Ecken und aus einem völlig anderen Grund. Und ich muss sagen, er fasziniert mich auch dadurch, wie er diesen Widerspruch auslöst, und wird für mich ein Stück weit zum Vorbild. Er treibt nämlich seine Berater und alle Kirchendiplomaten dadurch in Verzweiflung, dass er unbedacht und ungeschützt einfach sagt, was ihm in den Kopf kommt. Ein bekanntes Beispiel ist seine Aussage, dass auch Katholiken sich nicht wie Karnickel vermehren müssten.

Am meisten Entsetzen hat er ausgelöst – Sie haben es wahrscheinlich mitbekommen – indem er bei einer Generalaudienz von einem Vater erzählt hat, der ihm gestanden hat, dass er seine Kinder „manchmal ein bisschen“ schlägt, „aber nie ins Gesicht, um sie nicht zu demütigen“. „Wie schön!“, rief Franziskus aus, dieser Vater habe Sinn für Würde. „Er muss bestrafen, macht das auf angemessene Weise und geht dann weiter.“

Es ist wirklich kein Wunder, dass alle Kinderschutzbünde der Welt Sturm gelaufen sind und dass er als „Prügelpapst“ beschimpft wurde.

Nahrung hat er dieser Auffassung noch dadurch gegeben, dass er im Zusammenhang mit den Attentaten von Paris – um auszudrücken, dass auch Satire auf religiöse Gefühle Rücksicht nehmen muss – vor Journalisten über seinen Reiseorganisator gesagt hat: „Wenn Dr. Gasbarri, mein lieber Freund, meine Mutter beleidigt, erwartet ihn ein Faustschlag.“ Ein Papst, der für Gewalt eintritt! Ungeheuerlich!

Klar, für solche Aussprüche bewundere ich ihn nicht. Ich bin gegen Gewalt gegen Kinder und ich bin gegen Selbstjustiz. Nur: Ich glaube eigentlich, dass auch Papst Franziskus dagegen ist. Er hat sich ja nicht dafür ausgesprochen, Kinder zu prügeln, er hat eher Verständnis dafür gezeigt, dass jemandem die Hand ausgerutscht ist. Das ist natürlich auch falsch, aber da ist Jorge Bergoglio auch ein Kind seiner Zeit: Er ist aufgewachsen in einer Zeit, in der das noch völlig selbstverständlich war und als nichts Böses angesehen wurde, sogar als hilfreich. Und die Aussage über die Faust für den Freund klingt mir doch sehr nach einem – missglückten – Scherz.

Wenn ein Privatmann so etwas sagt, findet niemand etwas dabei. Aber schon von einem Provinzpolitiker erwartet man, dass seine Rede politisch korrekt ist. Von Bischöfen und gar vom Papst muss man erst recht erwarten können, dass sie nicht unbedacht einfach etwas herausplappern.

Daran ist etwas. Jorge Bergoglio kann nicht mehr als Privatmann sprechen. Er ist immer der Papst. In einer Kirche, in der die Unfehlbarkeit bei Ex-Cathedra-Entscheidungen immer auch ein bisschen auf seine sonstigen Worte abfärbt, darf er das noch weniger als sonst ein Bischof. Das ist richtig, unbestreitbar. Mit Recht haben die Kirchendiplomaten Angst, was er wohl heute wieder von sich geben wird, und der Vatikansprecher wird wohl jeden Tag fürchten, was er wohl heute wieder wird glätten und zurechtinterpretieren müssen.

fortgesetzt auf Seite 30 →



Osterrituale

oder: Wie das Rührei erfunden wurde

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

NACH MEINEN FRÜHEREN DIVERSEN WEIHNachtsbeobachtungen ist nun der Augenblick herangenaht, zur Abwechslung auch die freudige Osterzeit unter die Lupe zu nehmen. Man muss ja erwähnen, dass das Ur-Christentum geschickt heidnische Riten an sich gerafft hat, um die Leute überhaupt für sich zu begeistern. Und man könnte fast anfügen, dass das Publikum der Institution Kirche inzwischen wieder abhanden gekommen ist, während nach wie vor die heidnischen (gleichwohl gewiss nicht gottlosen) Hasen und die Ostereier das Rennen machen. Wieso wohl? Meine pseudo-theologische Abhandlung, die der Betrachtung der Rührei-Erzeugung vorangestellt ist, weiß Rat.

Ist Ihnen auch schon aufgefallen, dass im Christentum stete Ermunterung von Nöten ist? „Nun freut euch all, ihr Christenheit“ ist ein Choral, der mehrfach vertont worden ist, um die Mundwinkel der zuvor schuldbeschwerten, gebeugten frommen Büsser anzuheben. Es ist doch seltsam, dass Heidenkinder keiner Aufforderung zum Frohsinn bedürfen, weil sie nämlich nichts von Schuld und Sünde wissen. Die Natur geilt unschuldig aus. Um in Sachen Fruchtbarkeit durch die übernommenen Osterbräuche nicht in Bedrängnis zu geraten, hat die katholische Fraktion den Hasen schon vor Jahrhunderten vereinnahmt und zweckentfremdet für die Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit, wovon das Hasenfenster im Dom zu Paderborn Kunde gibt, übrigens auch ein Hasenrelief im Dom zu Münster. Drei Hasen teilen sich drei Ohren, so ähnlich wie alternierende Bindungen in der Chemie: Jeder bekommt zwischendurch mal die vollständige Anzahl. Aber trotzdem, kaum einer versteht's, auch wenn das Kunstwerk sehr ordentlich geraten ist.

Kurz, zu Ostern müssen eben auch Ostereier her, und inzwischen haben die Menschenkinder wohl herausge-

funden, dass sie bis zum seligen Ende Däumchen drehen können, sollten sie dabei auf die Lieferung durch einen gewissen Osterhasen warten. Was dabei herauskommt, wenn Eier ausgeblasen werden, möchte ich nun kurz vorstellen: das Rührei. Jährlich sitzt nach dieser stimmungsvollen Produktionsphase eine ganze Nation wieder vor ihren bemalenen Tellern und starrt andächtig auf die froh bemalten Kalküberreste, die die Weidenkätzchenzweige zieren.

Schließlich war es schon zu meiner Zeit beliebte Kinderbelustigung, Eier auszupusten und zu bemalen. Aber um das in Schüsseln aufgefangene Endprodukt hat sich dann niemand wirklich gerissen. Ich habe mir genau gemerkt, wieso: Das erste ist die Geräuschkulisse. Sie klingt so ziemlich unappetitlich wie das Ausschrauben verschleimter Schnupfnasen. Als zweites kam hinzu, dass wir fleißigen Blagen natürlich unsere ganzen Kräfte zum Pusten zusammengenommen haben, wobei im Eifer des Gefechtes wahrscheinlich auch ordentlich hineingespuckt wurde. So jedenfalls sah das gelbe Gemisch aus, mit einem wässrig-schaumigen Schleim versehen, bei dem wir nicht sicher sein konnten, dass es sich nur um Eiklar handelte, wie unsere „Ellis“ uns hoch und heilig versicherten. Die mussten sich hinterher allein die Brote voll Rührei stapeln, um es nicht umkommen zu lassen. Garniert natürlich neben Petersilie mit dem Hinweis, nächstes Jahr würden keine Eier mehr ausgeblasen, wenn wir hinterher nicht brav mit aufessen wollten, was wir da fabriziert hatten. Na ja, jedenfalls habe ich in diesem Besinnungsaufsatz die Erfindung des Rühreis geschildert. Ob Sie in Zukunft noch erpicht auf selbiges sind, weiß ich natürlich nicht. ■

→ Aus: Francine Schwertfeger, „Suppe mit Haar 2“ Preis 12,90 € zu beziehen über Iris Meienberg Tel. 0 52 04/45 08



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Nordstrand

Foto: Das Drei-Hasen-Fenster im Paderborner Dom. Wikimedia Commons.



sehen
hinschauen
die Augen nicht verschließen
vor den Todeswunden der Welt

das **brennende Herz** sprechen lassen
der Sehnsucht folgen
fragen und zweifeln
nach der **Wahrheit** suchen
offen bleiben
Unbegreifliches in Betracht ziehen
Unsagbares an sich heran lassen
den **Finger in die Wunde** legen
berühren und berührt werden
Nähe spüren
Angenommensein erfahren
dem Unglaublichen ins Auge sehen
über das Sichtbare hinausblicken
sich auf **Wunderbares** einlassen
neue Erfahrung zulassen
Wandlung geschehen lassen
aufstehen zu neuem **Leben**
die Antwort wagen

„mein Herr und mein Gott“

VON JUTTA RESPONDEK

der Glaubende

Thomas

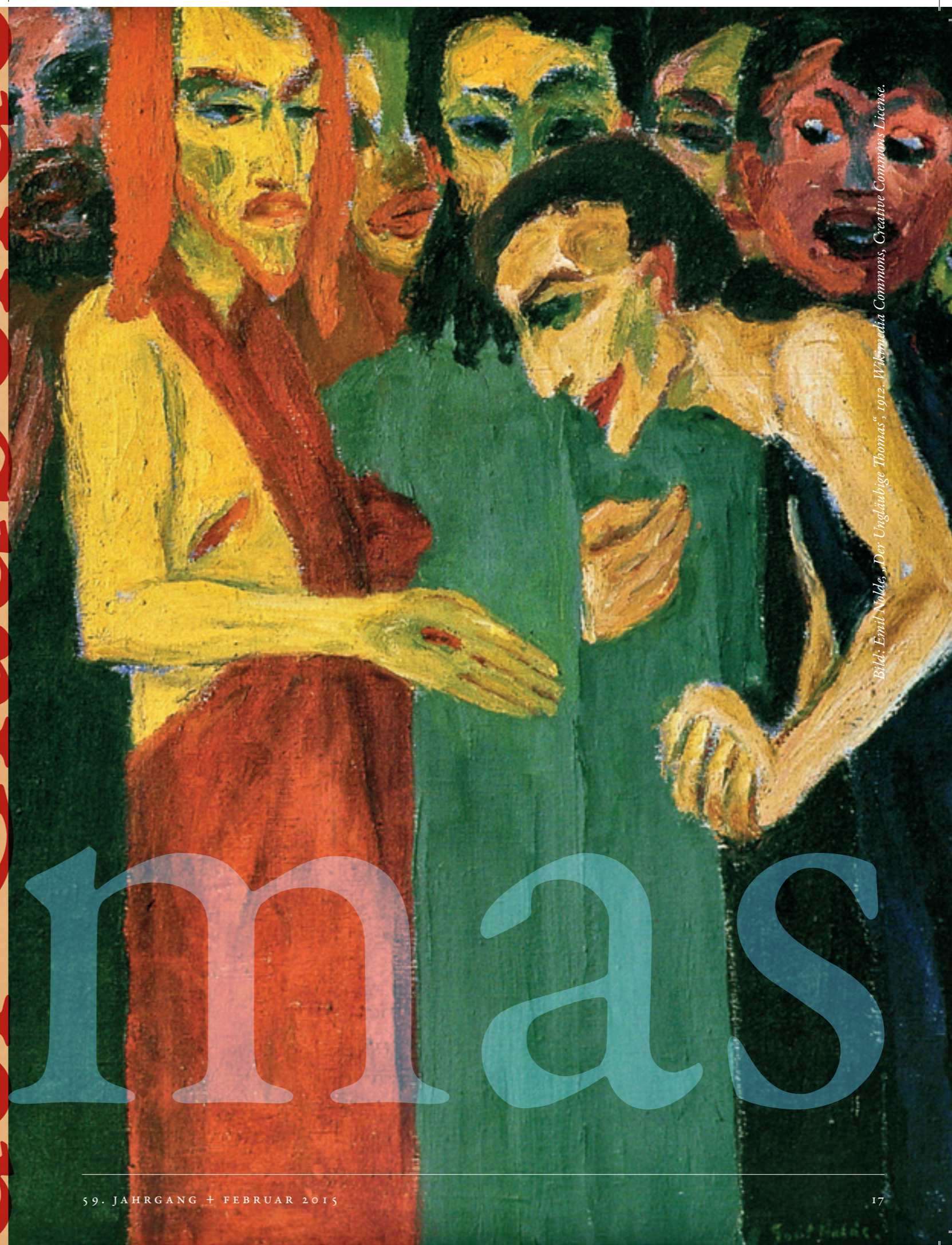
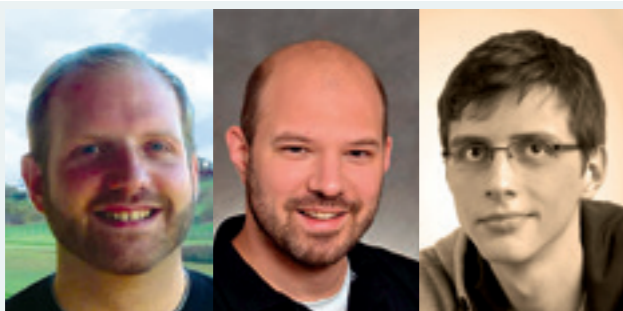


Bild: Emil Nolde, „Der Ungläubige Thomas“, 1912, Wikimedia Commons, Creative Commons License.



Pfarramtsanwärter

DREI PFARRAMTSANWÄRTER WERDEN – DEN erfolgreichen Abschluss ihres Studiums vorausgesetzt – ihren Dienst im deutschen alt-katholischen Bistum antreten. **Lothar Haag** (links oben, Jahrgang 1983) wird voraussichtlich ab Mai für ein Jahr als theologischer Mitarbeiter in der Namen-Jesu-Kirche angestellt. 2016 wird er sein Vikariat in einer Gemeinde beginnen.

Florian Bosch (Mitte, ebenfalls 1983 geboren) wird Anfang Juli seinen Dienst als Vikar in der Gemeinde Augsburg beginnen. Der dortige Vikar Jörn Clemens wird das Vikariat voraussichtlich mit dem Pfarrexamen im Herbst abschließen.

Thilos Corzilius (rechts oben, geboren 1986) wird voraussichtlich im April ein Vikariat in Freiburg antreten. Die zweite Ausbildungsphase wird gemeinhin als Vikariat bezeichnet, obwohl streng genommen ein Pfarramtsanwärter erst ab der Priesterweihe den Titel „Vikar“ führt.

Sonderband zur Mitgliedschafts-Studie der Alt-Katholischen Kirche

EINE UMFASSENDE DOKUMENTATION DER EMPIRISCHEN Studie zur „Religiosität in der Alt-Katholischen Kirche“ haben Dirk Kranz und Andreas Krebs in einem Sonderband der IKZ vorgelegt. Die Studie, kurz RelAK genannt, für die 2011 Daten erhoben wurden, ist bislang nur in kurzen Beiträgen in *Christen heute* vorgestellt worden. Nun besteht die Möglichkeit, in dem 176 Seiten umfassenden Band die detaillierten Ergebnisse sowie eine Reihe von Kommentaren nachzulesen. Diese wurden verfasst vom Freiburger Religionssoziologen Michael N. Ebertz, von Professor Günter Eßer (Bonn), Bischof Matthias Ring, Professorin Angela Berlis (Bern), Bischof Harald Rein (Schweiz), Professor Franz Segbers u.a. Der Band kann zum Sonderpreis von 15 Euro (zzgl. Versandkosten) beim Bischöflichen Ordinariat (ordinariat(at)alt-katholisch.de) bestellt werden.



Kaufbeuren

Beten für Frieden in der Welt

DAZU TREFFEN SICH IN ÖKUMENISCHER GE-meinsamkeit die Christen der Stadt Kaufbeuren. Für die zweite Gebetsstunde dieser Art war die alt-katholische Christi-Himmelfahrts-Kirche in Neugablonz fast zu klein, um den Andrang bewältigen zu können. Ein Nebeneffekt dieser abendlichen Gebetsstunde war, dass alle, die in Kaufbeuren in der ehrenamtlichen Arbeit für Asylbewerber tätig sind, sich trafen. Noch lange, nachdem Pfarrer Carsten Kukula die Gebetsstunde mit dem Segen beschlossen hatte, standen Menschen mit gleichen Interessen noch zusammen, um sich auszutauschen. ■



Koblenz

Krabbelgottesdienst

DER ERSTE „KRABELGOTTESDIENST“ IN DER Koblenzer Jakobuskirche war eine gute Erfahrung für Jung und Alt. Elf Kinder und elf Erwachsene, darunter Gäste aus der benachbarten Kindertagesstätte „Bunte Kleckse“, versammelten sich an einem Freitagnachmittag um den Altar, um miteinander zu beten und zu singen. Alle zwei Monate soll dieser Krabbelgottesdienst stattfinden, um in kindgerechter Weise mit den Kleinsten der Gemeinde den Glauben zu feiern. Nach dem Gottesdienst gab es noch genügend Raum und Zeit für die Eltern, um miteinander ins Gespräch zu kommen und sich auszutauschen. Die Kinder fühlten sich sichtlich wohl in der Kirche, aber auch beim anschließenden Zusammensein im Gemeinderaum. ■



Ahrtal

„Mer klävve am Lävve“

„MER KLÄVVE AM LÄVVE“ („WIR KLEBEN AM Leben“). Allein das war für die jecken Alt-Katholiken im Ahrtal schon ein Grund, Karneval im Rahmen eines Gottesdienstes zu feiern. Am Karnevalssonntag haben sie sich dazu in der evangelischen Friedenskirche in Ahrweiler getroffen. „Auch wenn wir als Christen gerne betonen, dass das Irdische nicht alles ist, so halten wir es doch mit der rheinisch-katholischen Tradition: Das Leben ist sündig, aber schön!“ Das meinte Pastor Stephan Neuhaus-Kiefel in seiner Begrüßung der Jecken, die mehrheitlich kostümiert in den Bänken saßen. Neuhaus-Kiefel sagte, Karneval und Religion lüden immer wieder ein, neu zu träumen: Davon, in eine andere Rolle zu schlüpfen. „Träumen von einer besseren Welt ohne Sorgen. Vom Frieden. Vom Miteinander, wo keiner außen vor bleiben muss“, so der Seelsorger. Mitgestaltet wurde der Gottesdienst von Harald Knieps aus Grafschaft-Ringen, der in seiner Büttenspredigt in die Rolle eines französischen Pastors schlüpfte und unter anderem davon erzählte, wie das erste Karnevalskostüm in die Welt kam. ■

Olsberg in der Schweiz

Konzert und literarischer Abend

ZU ZWEI VERANSTALTUNGEN LÄDT DIE CHRIST-katholische „Vereinigung Hortus Dei Olsberg“ ein: Am 20. September ist um 17 Uhr ein Konzert mit Liedern der Hildegard von Bingen anhand bedeutender Stationen ihres Lebens, dargestellt und gespielt durch das Duo Klangspuren. Am 30. Oktober ist um 19 Uhr ein literarischer Abend mit Franz Hohler: „Franz Hohler spaziert durchs Fricktal und durch sein Gesamtwerk“. ■



Nürnberg

Dank an Erich Sabitzer

NACH 48 JAHREN ALS EHRENAMTLICHER ORGA-nist in Nürnberg hat Erich Sabitzer gebeten, künftig nur noch in Notfällen die Orgel zu spielen. An seinem letzten Dienst am 8. Februar in der Landauerkapelle wurde er mit einem kleinen Geschenk überrascht und es wurde ihm mit dem von Martina Weidl getexteten Lied „Danke für all das Orgelspielen, danke für jedes neue Lied“ ganz herzlich gedankt. Zum Postludium spielte und sang Erich Sabitzer spontan für uns „Merci. Merci, für all die Stunden: Merci“ nach Udo Jürgens. ■



Bad Säckingen

Ministrantenaufnahme

IM RAHMEN DER EUCHARISTIEFEIER AM ZWEITEN Sonntag der Österlichen Bußzeit wurden in St. Peter und Paul in Bad Säckingen fünf Ministrantinnen und Ministranten offiziell in ihren Dienst aufgenommen und eingeführt. Der Gottesdienst stand ganz im Zeichen des Elementes „Feuer“. Nach einer Bildbetrachtung zum „brennenden Dornbusch“ wünschte Pfarrer Armin Strenzl den Ministrantinnen und Ministranten Feuer und Flamme für ihren Dienst und verband das Segensgebet über die Minis mit der Bitte an Gott, immer wieder wahr zu machen, was er Mose am brennenden Dornbusch versprochen hat: ICH-BIN-DA. ■



Bremen

Aschekreuz und Gong

VON MARKUS LUND, GEMEINDE BREMEN

ASCHERMITTWOCH, 20.00 UHR, 2 GRAD AUßENTEMPERATUR. Vor der Erlöserkirche versammelten sich zwölf erwartungsvolle Menschen. Eingebettet in die abendliche Geräuschkulisse einer müden Großstadt und die Lichter vorbeifahrender Autos und Straßenbahnen loderten die mitgebrachten Palmzweige des Vorjahres kurz auf und verbrannten rasch auf dem Metallteller zu Asche. Danach ging es zu einem Gottesdienst mit Gongmeditation in die Kirche.

Angestimmt ein „Nada te turbe“, die Worte der Lesungen gehört – und dann ertönten die verschiedenen Gongs. Asche auf unser Haupt – nein – ein Aschekreuz auf die Stirn, begleitet durch einen Segen für uns. Asche – das, was vom Vergangenen blieb. Asche, die Basis für einen Neuanfang. Asche, die reinwäscht, die düngt. Dann ertönte die sich entfaltende Klangkraft des angestimmten Gongs. Zunächst leise, ja fast zart beginnend, wie ein junges Pflänzchen, sich steigernd, langsam anwachsend und ausbreitend,



so wie man es von den kreisförmigen Wellen her kennt, die ein Stein auslöst, der in ein ruhiges Wasser geworfen wurde, dann leicht vibrierender, den Raum erfüllender, immer kraftvoller und ergreifender werdender Schall. So kam diese sehr ruhige, aber intensive Klangwelt über uns – uns, die wir uns im Raum bewegten, um so die Schwingungen aufzufangen, sie zu erleben und in uns aufzunehmen und zu empfinden. Eine Gongmeditation, ein für uns nicht alltägliches Erlebnis.

„Nada te turbe“ – gestärkt durch Segen, Brot und Wein erlebten wir zu zwölf einen anderen Gottesdienst an diesem Mittwochabend in Bremen. Aschekreuz und Klangimpulse für den Weg durch Jahr. Danke für diesen Abendgottesdienst. ■

Augsburg

Eine Begegnung am Schabbat

VON MARIANNE HOLLATZ

FÜR CHRISTLICHE OHREN KOMMT JEDEN FREITAG-nachmittag Befremdliches aus dem Radio: „Passau, sechzehn Uhr achtundzwanzig, Augsburg, sechzehn Uhr zweiundvierzig, Neu-Ulm, sechzehn Uhr achtundvierzig“. Eine jüdische Frau dagegen wartet schon zu Hause auf die Zeitangabe ihres Wohnortes, achtzehn Minuten vor Sonnenuntergang: Es ist der wichtigste Augenblick im Ablauf der Woche: Sie zündet die beiden Schabbatkerzen an, und wenn die Lichter brennen, beginnt er, der Schabbat. Ein gläubiger Jude darf nun weder einen Lichtschalter noch einen anderen Schalter betätigen und es darf keine Arbeit verrichtet werden. Das hat übrigens zur Erfindung vieler praktischer Vorrichtungen geführt: Zeitschaltuhr, Paternoster, Bewegungsmelder und vieles mehr.

Der Schabbat erinnert an das Ausruhen des Schöpfers nach der Erschaffung der Welt und an den Auszug aus Ägypten, zwei Geschichten, die im übrigen auch fester Bestandteil unseres wichtigsten Gottesdienstes im Jahreslauf sind, der Osternacht. Und auch bei uns beginnt der Sonntag am Vorabend. Deshalb werden im Advent bei der Lichtvesper am Samstagabend schon die Adventskerzen des Sonntags entzündet.

Die alt-katholische Gemeinde der Apostelin-Junia-Kirche in Augsburg hatte die Gelegenheit, in der Synagoge bei einem jüdischen „Kabbalat Schabbat“, dem Gebet am Vorabend des Schabbat und damit bei dessen Beginn, dabei zu sein. Das Interesse war so groß, dass wir gleich zweimal die Synagogengemeinde besuchten.

Die Gemeinde und ihre Synagoge

Die Augsburger Synagoge ist ein eindrucksvoller Monumentalbau im Zentrum der Stadt. 1914-17 mitten im Ersten Weltkrieg zur Zeit des Jugendstils erbaut, gehört sie mit ihren Rundbögen und der 29 Meter hohen Kuppel im orientalisch-byzantinischen Stil zu den schönsten Europas. Dabei waren die Juden erst 1871 mit Beginn des Kaiserreichs gleichberechtigte Bürger mit einem Wohnrecht in der Stadt geworden, denn mehr als vierhundert Jahre lang durften sie die Stadt nur in Begleitung einer städtischen Wache betreten, die sie selbstverständlich bezahlen mussten. Die jüdische Gemeinde umfasste damals rund tausend Mitglieder, das war weniger als ein halbes Prozent der Bevölkerung; sie gehörten aber zu vier Fünfteln der Mittel- und Oberschicht an, zum Beispiel waren 12 Prozent der Ärzte jüdisch, auch in der Augsburger Textilindustrie spielten Juden eine große Rolle. Dass sie sich nach so kurzer Zeit bereits eine Synagoge bauten, die 1500 Personen Platz bot, ist Ausdruck einer selbstbewussten und wohlhabenden Gemeinde.

Der Nationalsozialismus mit der „Endlösung der Judenfrage“ brachte den tiefen Einschnitt. Diejenigen, die



Augsburg nicht mehr verlassen konnten, weil sie zu arm oder zu alt waren oder kein Aufnahmeland fanden, wurden zwischen November 1941 und Februar 1943 in Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert, nur wenige überlebten. Die Angaben über die Zahl der ermordeten jüdischen Mitbürger Augsburgs schwanken zwischen 400 und 600. Die Synagoge wurde in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 zwar durch die Nähe einer Bank und einer Tankstelle vor der völligen Zerstörung bewahrt, erlitt aber große Schäden.

Heute umschließt der Komplex neben der großen Synagoge, dem Jüdischen Kulturmuseum Augsburg-Schwaben, auch eine kleine Alltags- (die frühere Hochzeits-)synagoge und weitere Unterrichtsräume, in denen religiöse Unterweisung und Deutschkurse stattfinden.

Durch den Zuzug von Juden aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion in den 1990er Jahren ist die Kultusgemeinde sprunghaft auf etwa dreihundert Mitglieder gewachsen, von denen die meisten erst einmal in das Judentum eingeführt werden mussten. Heute ist der hoch angesehene 87-jährige Rabbiner, Dr. Henry Brandt, ein zutiefst liberaler Mann, Vorsteher der Gemeinde.

Unser Besuch

In die Geschichte der Juden in Augsburg hatte uns vor dem Synagogenbesuch Prof. Dr. Immenkötter in einem Vortrag eingeführt. Nun waren wir gespannt, wie ein Gottesdienst aussehen würde. Wegen unserer stattlichen Gruppe nahmen wir in der kleinen Alltagssynagoge neben der Gemeinde hinter einem Gitter Platz, wo uns Rabbiner Brandt herzlich begrüßte. Eine Frau entzündete, wie sie es auch zu Hause gemacht hätte, die beiden Schabbatkerzen.

Gleich im Anschluss an das Entzünden der Kerzen hielt Rabbiner Brandt eine Predigt, die uns tief bewegte. Bemerkenswert fanden wir, dass er an diesem Abend einen Diskussionsprozess in der Gemeinde angestoßen hat, an welcher Stelle denn die Predigt sein sollte: eher am Anfang der Gebetszeit oder lieber beim sich anschließenden Kid-

Marianne Hollatz ist Mitglied der Gemeinde Augsburg

Foto: Adam Jones, „Jewish Synagogue - Augsburg“, Flickr.com (Creative Commons License)

50 Jahre volle Kirchengemeinschaft zwischen IFI und UU

Wiederaufbau einer Kirche: Aktuelles Spendenbarometer

WIR WOLLEN DER IFI ZUM 50. JUBILÄUM („Geburtstag“) der vollen Kirchengemeinschaft mit der Utrechter Union 2015 eine Kirche schenken, die die IFI wieder aufbauen kann. Der November-Taifun 2013 hat viele Kirchen zerstört. Die IFI ist finanziell nicht in der Lage, alle Kirchen, in denen nicht nur Gottesdienste gefeiert werden, sondern auch andere Gemeindeaktivitäten stattfinden (Gemeindeversammlungen, Katechesen, Erwachsenen-, Kinder- und Jugendarbeit), wieder instand zu setzen.

15.000 Euro, für philippinische Verhältnisse viel Geld, mit dem ein Wiederaufbau schon gut möglich ist, sollen gesammelt werden. Bis jetzt (Stand: Anfang März 2015) sind bereits 9.040,13 Euro (!) zusammengekommen. Allen, die zu diesem Ergebnis beigetragen haben, ein ganz herzliches Dankeschön!

Auch weiterhin bitten wir die Gemeinden und einzelne Personen, sich an diesem „Geburtstagsgeschenk“ mit einer Spende zu beteiligen. Ende September/Anfang Oktober soll anlässlich einer ökumenischen Konferenz in Manila ein entsprechender Scheck überreicht werden.



Weitere Informationen bei den Beauftragten für Mission und Entwicklung des alt-katholischen Bistums: Pfarrer Reinhard Potts, E-Mail: entwicklung@alt-katholisch.de oder Raphael Beuthner, Priester mit Zivilberuf, E-Mail: raphael.beuthner@prioryinstitute.com

Spendenkonto des Bischöflichen Ordinariats

→ Konto-Nr. 7 500 838
 Institut Sparkasse Köln Bonn
 BLZ 370 501 98
 IBAN DE38 3705 0198 0007 5008 38
 BIC COLSDE33XXX
 Stichwort Wiederaufbau Kirche Philippinen ■

Reinhard Potts ist Pfarrer in Bottrop und Münster und Missionsbeauftragter des Bistums



usch. Da waren wir doch gleich an unsere alt-katholische Synodalität erinnert!

Natürlich verstanden wir von den Gebeten und Liedern auf Hebräisch nichts, nur manchmal erkannten wir Adonaj – der Ewige. Die Fröhlichkeit und Lautstärke, mit der gesungen wurde, erinnerte uns an die Freude, die auch wir bei unseren Gottesdiensten beim Singen haben.

Besonders freudig stimmte die Gemeinde in den Lobgesang „Lecha Dodi“ ein – einen Lobgesang auf den Schabbat. Bei der letzten Strophe drehen sich alle zur Tür um, um die Braut Schabbat zu empfangen.

Nach dem Abendgebet waren auch wir zum gemeinsamen Kiddusch eingeladen.

Bei diesem rituellen Essen gibt es einen festen Ablauf: die Händewaschung und der Segen über den Wein und über den Challot, das Zopfbrot, das mit Salz bestreut wird.

Natürlich wurde wieder kräftig gesungen, und wir ließen uns eine köstliche Fischsuppe und ein Gemüsegericht schmecken; ein Nachtschiff rundete das Mahl ab, das der Rabbiner mit einem Segen beendete.

Der Schabbat selber ist ein Tag der geistlichen Besinnung, der Ruhe und der Erholung, ein Tag der Familie. Man schläft länger, alle Arbeiten ruhen, man geht spazieren, nicht zu lange, auch der Mittagsschlaf darf nicht fehlen. Der Tag endet bei Anbruch der Nacht, wenn man drei Sterne sehen kann.

Wenn jetzt im Radio eine Stimme ansagt: „Augsburg, sechzehn Uhr zweiundvierzig“, wissen wir, dass bald der Schabbat beginnt, der Mittelpunkt des jüdischen Lebens. Gedanklich kann ich mich dann in die Augsburger Synagoge versetzen und den kräftigen Gesang der dort versammelten Festgemeinde hören. ■

Innehalten – dankbar sein

Einladung zum baf-Frauen Sonntag am 3. Mai 2015
VON LYDIA RUISCH

Die Eucharistiefeier am Frauentag hat sich seit ihrer Institutionalisierung im Jahr 1920 von einem Gottesdienst über Frauen zu einem Gottesdienst von Frauen für die ganze Gemeinde gewandelt. Sie wurde zum Zeichen für die Fähigkeit zum Aufbruch und zur Entwicklung in unserer Kirche.

Der Frauentag bietet die Gelegenheit, im Gottesdienst Themen aus der Sicht von Frauen in den Mittelpunkt zu stellen und ganzheitliche Impulse im Gemeindegottesdienst zu setzen.

Ganzheitliche Impulse gehen insbesondere davon aus, dass auf den achtsamen Gebrauch von Sprache geachtet wird. Wichtig dabei ist uns, dass die Gemeinschaft von Männern, Frauen und Kindern sowie Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen durch den Gebrauch einer sensiblen, inklusiven Sprache angemessenen Ausdruck findet. Darum haben wir uns in unserer

Vorlage bemüht, in Liedern, Gebeten, Texten und Übertragungen auf eine einseitige Festlegung Gottes auf männliche Bilder zu vermeiden.

Der Gottesdienst in diesem Jahr stellt das Thema „Innehalten und dankbar sein“ in den Mittelpunkt.

Viele von uns haben eine große Sehnsucht, in Zeiten, in denen das „Schneller, besser, weiter...“ sich unbegrenzt zu entfalten scheint, in denen viele ständig erreichbar und verfügbar sind und sich fremdbestimmt erleben, zu sich zu finden und zu spüren, was uns wirklich trägt und nährt.

Der erste Schritt, auszusteigen und dem auf die Spur zu kommen ist: Innehalten.

Innehalten, anhalten, hinschauen, was ist genau jetzt, in diesem Moment da? Zu spüren: Was belastet mich? Was für lebensbehindernde Muster sind gerade spürbar? Was ist schwer für mich? Wenn das gespürt und vor Gott gebracht werden kann, gibt das oft den Raum dafür, ebenso zu spüren, was uns geschenkt ist. Die Dankbarkeit, die daraus entsteht, macht unser Leben reicher und erfüllter und gibt uns neue Kraft.

Die Eucharistiefeier, die ja ein Fest der Dankbarkeit ist, ist eine wunderbare Gelegenheit, das zu tun, und darum laden wir dazu ein, das in diesem Gottesdienst ganz bewusst zu erleben.

baf als kirchlicher Frauenverband möchte alle Frauen in den Gemeinden ermutigen und unterstützen, einmal im Jahr selbst Verantwortung für den Gottesdienst zu übernehmen und sich so mit ihrer Präsenz, ihren Begabungen, ihrer Sprache und Sichtweise einzubringen. Die Gemeinden sind eingeladen daran teilzuhaben, aktiv mitzufeiern, denn Liturgie lebt auch davon, dass sich alle einbringen, dass die unterschiedlichen Glaubens- und Lebenserfahrungen einen Platz haben.

Wenn Sie uns ihre Erfahrungen zum Frauentagsgottesdienst rückmelden wollen, freuen wir uns sehr. Wir wünschen uns und Ihnen einen erfahrungsreichen, lebendigen Gottesdienst am 3. Mai. ■



Hans Küng als Theologe

VON GREGOR BAUER

Hans Küng ist heute vor allem als Kirchenkritiker und mit seinen Äußerungen zur aktiven Sterbehilfe im öffentlichen Bewusstsein. Doch wo das Herz seiner Theologie schlägt – das zeigt sein 2012 erschienen Buch „Jesus“. Darin erschließt Küng, was sich heute aus Sicht der historisch-kritischen Bibelwissenschaft über Jesus sagen lässt. Doch geht er auch darüber hinaus: Was, fragt er, soll ein aufgeklärter Mensch der Moderne damit anfangen? Kann Jesus heute noch der „letztlich Maßgebende“ sein?

Jesus, der Humanist

Küng arbeitet zunächst heraus, dass Jesus in keines der Schemata passt, die zu seiner Zeit geläufig waren: Weder ließ er sich vom politischen oder religiösen Establishment vereinnahmen noch schloss er sich den Revolutionären an, und ebenso wenig zog er sich von der verdorbenen Welt zurück in einen reinen Kreis Auserwählter. Auch Kompromisse mit dieser oder jener Gruppierung waren seine Sache nicht. Er machte es sich zwischen allen Stühlen denkbar unbequem. Und warum? Weil es ihm nicht um Macht ging, nicht um eine neue Gesellschaftsordnung, nicht um die strikte Einhaltung religiöser Vorschriften und auch nicht um behagliche Sicherheit, sondern um den Menschen.

Jesus war Humanist – überzeugender als so mancher, der sich zum Humanismus bekennt. Denn Jesus stellte den Menschen in die Geborgenheit des liebenden Vaters, statt ihn zu vergötzen und damit zu überfordern. Seit Jesus, so Küng, kann man Gott nicht mehr gegen den Menschen ausspielen. Wer Gott dienen will, muss in erster Linie seinen Mitmenschen eine Nächste, ein Nächster sein.

Bewusst wählte Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter einen verabscheuten Häretiker als Vorbild der Nächstenliebe. Dagegen verfehlt im selben Gleichnis der rechthäufige

Priester, der auf die Einhaltung religiöser Vorschriften setzt, gerade dadurch das Entscheidende.

Das Beispiel des Samariters zeigt: Jesus vertritt keine Moral für eine aristokratische Elite. Seine „Zielgruppe“ sind die Armen, die Dummen, die Erfolge-, Macht-, Bedeutungslosen, die Kranken, die moralischen Versager, die – damals im öffentlichen Leben marginalisierten – Frauen. Untypisch für das Judentum der damaligen Zeit stellt er gestandenen Männern kleine Kinder als Vorbild hin. Indem er bei Zöllnern speist, erweist er sich gar als Freund von Wendehälsen. Skandalöser Gipfelpunkt seiner Zuwendung zu den Ausgegrenzten ist die Feindseligkeit.

Jesus wendet sich gescheiterten und verabscheuungswürdigen Existenzen zu und ermutigt sie, einem Gott zu vertrauen, der sie bereits angenommen hat, bevor sie umkehren. Was müssen sie selbst beitragen? Nichts weiter, als die Vergebung, die Gott ihnen schenkt, großmütig weiterzugeben: „Wer aus der großen Vergebung leben darf, soll die kleine nicht verweigern.“

Dem religiösen Strebertum abgeneigt, geriet Jesus, obgleich im Judentum verwurzelt, mit den jüdischen Autoritäten in Konflikt. Ihre erbsebzählerische Beschäftigung mit diesem oder jenem Regelverstoß interessierte ihn nicht – ihm kam es auf die Grundgesinnung an. Am Sabbat zu heilen verbietet das Gesetz? Nicht das Gesetz ist die Sache Gottes, sondern der Mensch.

In den Augen der Frommen verkündete Jesus damit einen im Grunde unmöglichen Gott der Gottlosen, einen Gott, der die Ketzer mehr liebt als die Orthodoxen, einen, der ein Gesetz erst verkündet und dann auf seine Einhaltung keinen Wert legt.

Für wen haltet ihr mich?

In Konflikt mit den religiösen Autoritäten geriet Jesus auch durch sein Selbstbild. Zwar teilt Küng den Befund der historisch-kritischen Exegese, dass Jesus zu seinen Lebzeiten eine Vergötterung seiner selbst abgelehnt habe: „Was nennst du mich gut?“, weist Jesus einen jungen Mann zurecht, „niemand ist gut als Gott allein“. Nicht er selbst stand im

Zentrum seiner Botschaft, sondern das Reich Gottes. Hoheitstitel wie Messias, Davidssohn oder Gottessohn sind ihm erst nachträglich zugesprochen worden. Doch ist diese Entwicklung schon in Jesu eigenem Wirken angelegt. Mit der Formel „Ich aber sage euch“ stellte er sich über das Gesetz, und indem er schuldig geworden die Vergebung Gottes zusprach, erhob er sich über den Tempelkult mit seinen Sühnopfern.

Wenn Küng dafür eintritt, Jesus auch heute noch als den „letztlich Maßgebenden“ anzuerkennen, hat er offensichtlich vor allem Jesus als Lehrer der Mitmenschlichkeit vor Augen. Christ ist, wer auf seinem persönlichen Lebensweg „sich bemüht, sich an diesem Jesus Christus praktisch zu orientieren. Mehr ist nicht verlangt.“

Dass Jesus für unsere Sünden gestorben sei – dieser Glaubenssatz tritt bei Küng in den Hintergrund. Doch ist für Küng das Leiden und Sterben Jesu sehr wohl von zentraler Bedeutung. Jesu gewaltsamer Tod lag durchaus „in der Logik seiner Verkündigung und seines Verhaltens“. Dass er die gängigen Wertmaßstäbe radikal auf den Kopf stellte, hat ihn ans Kreuz gebracht. Nur deshalb konnten seine Anhänger das grässlichste Mal der Schande umdeuten in ein Zeichen der Überwindung, des Sieges, ja der Freiheit: Das, womit man uns einschüchtern will, ist nicht die wahre Bedrohung. Das, womit man uns locken will, ist nicht erstrebenswert. Herr ist nicht der von allen Seiten umworbene Kaiser, der in seiner Machtfülle über Tod und Leben entscheidet. Herr ist der von seinen Freunden verlassene, von seinen Gegnern verspottete, ans Schandmal geschlagene Machtlose – Jesus. Wer ihm anhängt, dem wird keine weltliche Macht je seine – oder ihre – Würde wieder nehmen können.

Fragen

Bei der Auferstehung scheint mir, dass Küng als Mittler zwischen dem christlichen Glauben und dem Geist der Aufklärung an eine Grenze stößt. Offen spricht er die Schwierigkeiten an, die sich aus historisch-kritischer Perspektive stellen: dass es sich in den überlieferten Auferstehungsberichten um Glaubenszeugnisse handle, die einander teilweise widersprechen; dass

ein übernatürlicher Eingriff heute auf Unverständnis stoße; dass niemand direkter Zeuge der Auferstehung gewesen sei. Doch hält er diese Schwierigkeiten für überwindbar. Wenn ich Küng richtig verstanden habe, besteht seine Lösung darin, die Auferstehung als ein Phänomen jenseits von Raum und Zeit aufzufassen und so dem Zuständigkeitsbereich der Vernunft zu entziehen. Meine Frage dazu: Muss nicht, wer den Glauben an die Auferstehung vertreten will, sich auf einem Feld stellen, das Gläubigen wie Ungläubigen zugänglich ist?

Auch an Küngs Darstellung des „vorösterlichen“ Jesus habe ich Anfragen. Sicherlich, Jesus ist für die Ausgrenzten eingetreten. Doch hat nicht auch er Menschen ausgegrenzt? Finden sich in den Evangelien nicht etliche Belege dafür, dass nach Jesu Überzeugung viele, ja sogar die meisten Menschen den schmalen Pfad zum Leben nicht finden und deshalb vom Reich Gottes ausgeschlossen bleiben?

An welchen Jesus wollen wir uns halten?

Meine persönliche Meinung dazu: Wo Jesus eine Härte zeigt, die im Widerspruch steht zu seiner Barmherzigkeit, sollten wir uns an seine Barmherzigkeit halten. Er könnte manches im Zorn gesprochen haben und in der Absicht, Dinge zuzuspit-

zen. Schließlich war seine Ausdrucksweise nicht die eines übervorsichtigen Juristen, der alles Leidenschaftliche aus seinen Worten herausfiltert und, was bleibt, in allerlei einschränkenden Nebensätzen erstickt. Seine Rede war kraftvoll und pointiert. So ist das eben bei Menschen, die das Herz am rechten Fleck haben. Man sollte sich von ihnen aufrütteln lassen, aber nicht jedes ihrer Worte auf die Goldwaage legen.

Bei einem so frei und kraftvoll formulierenden Geist wie Jesus treffen wir nicht das Richtige, wenn wir am Buchstaben kleben. Auch Jesus – und da sind wir wieder bei Küng – klebte nicht am Buchstaben der Schrift, die ihm heilig war. Berücksichtigt man, in welchen Aussagen Jesus als Kind seiner Zeit spricht und in welchen er über die Vorstellungen seiner Zeit hinausgeht, dann zeigt sich: Angemessen ist es, sich nicht an den apokalyptischen Jesus zu halten, sondern an den humanen, nicht an den ausschließenden, sondern an den einladenden, nicht an den verdammenden, sondern an den verzeihenden.

Wohin es führt, wenn ängstliche Gemüter die Worte Jesu buchstabengläubig in Kirchenrechtsparagrafen zementieren, führt Küng am Beispiel der Scheidung vor: Ja, Jesus hat sich eindeutig und unmissverständlich gegen die Scheidung ausgesprochen

– Jesus selbst, nicht etwa nur die nachösterliche Gemeinde. Doch was ist zu tun, wenn eine Ehe „trotz Gottes unbedingter Forderung“ zerbricht? Darüber, so Küng, sagt Jesus nichts. Wenn eine Kirche also geschiedene Wiederverheiratete von der Mahlgemeinschaft mit Jesus ausschließt, kann sie sich nicht auf den berufen, der mit den Sündern Mahl hielt.

Kann Jesus heute noch, in den Worten Küngs, der „letztlich Maßgebende“ sein? Trotz aller Irritationen ist meine persönliche Antwort: ja. Zwar kann Jesus für mich nicht maßgebend sein in dem Sinn, dass er über jeden Irrtum erhaben wäre, geschweige denn, dass er der Kirche ersparen würde zu irren. Jesus hat sich sehr wohl geirrt, als er – darin Kind seiner Zeit – das Ende der Welt und den Anbruch des Reiches Gottes für die nahe Zukunft ankündigte. Und Küng ist aufrichtig genug das zuzugeben. Nein, letztlich maßgebend ist Jesus für mich, weil er mir das Herz aufschließt für das, was wirklich zählt, und weil er mich die Haltung lehrt, die mir als Mensch angemessen ist.

In diesem Sinn bin ich Küng dankbar, dass er seinen ungeheuren Kenntnisreichtum einsetzt, um meine Aufmerksamkeit auf das Wesentliche zu lenken. Sein Buch ist ein Augenöffner. ■

Noch eine kleine christliche Botschaft

VON VEIT SCHÄFER

AM 5. MÄRZ KAM DIE SONDERMARKE ZUM 1200-jährigen Bestehen des Bistums Hildesheim an die Postschalter. Das 815 gegründete Bistum gehört zu den ältesten Deutschlands. Das Jubiläum erinnert daran, welche kulturellen, gesellschaftlichen Leistungen Christen und kirchliche Körperschaften über Jahrhunderte hinweg und bis heute in Deutschland erbringen. So ist das Erscheinen der Sondermarke eine erfreuliche öffentliche Würdigung der christlichen Prägung Deutschlands, noch dazu, dass sie als Frankaturwert für Briefe (62 ct) herauskommt. In diesem Zusammenhang: der Hildesheimer Bischof Norbert Trelle hat das Bistumsjubiläum zu einem bemerkenswerten, nicht alltäglichen Schritt genutzt und am Aschermittwoch ein Schuldbekenntnis für die Versäumnisse und Fehler in der 1200-jährigen Bistumsge-

schichte abgelegt. Darin erinnert er unter anderem an die Kreuzzüge, an Ablasshandel und Hexenverfolgungen, wie auch an das „Zögern“ der Kirche während der Nazizeit.

Leider ist das Markenbild kein Blickfang. Zwar ist der Anlass des Bistumsjubiläums in fetten Lettern gut zu lesen, aber das wundervolle Schmuckmotiv, welches das Auge eigentlich hätte anziehen können, wird von dem protzigen Schriftzug zur Hälfte überlagert. Es handelt sich dabei um das filigrane „Große Scheibenkreuz“, das zum Hildesheimer Domschatz gehört und im Dom-Museum aufbewahrt wird. Das Kunstwerk stammt aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts und gehört mit dem Diözesan-Museum zum Welt-Kulturerbe. Ein derart seltenes und kostbares Kunstwerk wäre es wert gewesen, in seiner ganzen Schönheit wiedergegeben zu werden! Es hätte die Briefmarke selbst zum kleinen Kunstwerk gemacht. ■



Der „alt-katholische“ unter den Apfelbäumen: Die Zuccalmaglio-Renette

VON KARL KÜPPER,
GEMEINDE BREMEN

DER GÄRTNERHOF BADENSTEDT, ökologische Baumschule und Betrieb für die Eingliederung von Menschen mit seelischen Behinderungen, hat in seinem reichhaltigen Angebot an alten Obstbaumsorten auch die „Zuccalmaglio-Renette“. Auf diesen Apfelbaum bin ich aufmerksam geworden durch ein Streuobstwiesenprojekt des BUND Bremen. Neben anderen alten Obstbäumen wurde auch die Zuccalmaglio-Renette angepflanzt.

Nicht die Apfelsorte, wohl aber Vincenz von Zuccalmaglio war mir bekannt. Er ist auf dem Grevenbroicher Stadtfriedhof begraben. Vincenz und sein Bruder Wilhelm von Zuccalmaglio werden mit einer Reihe von Aufsätzen im Begleitbuch zur Ausstellung „Kultur und bürgerlicher Lebensstil im 19. Jahrhundert. Die Zuccalmaglios“, einem Projekt der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, der Stadt Grevenbroich mit der Stadt Bergisch Gladbach, gewürdigt.

Stephan Laux schreibt hier in seinem Aufsatz *Vincenz von Zuccalmaglio (1806-1876) – Zum mentalen Profil eines ‚katholischen Patrioten‘ im 19. Jahrhundert*, auf Seite 94: „Seine bereits angeklungene Haltung im Kulturkampf war durch seine preußisch-nationale Prägung im Grunde vorgegeben. Sie trieb ihn unweigerlich von der katholischen Amtskirche weg, mit der persönlichen Konsequenz seines Eintritts in die Altkatholische Kirche...“ Vincenz von Zuccalmaglio war also einer der Alt-Katholiken der ersten Stunde.

Wie dieser Alt-Katholik zur namensgebenden Ehre für einen Apfelbaum kommt, das wird in einem weiteren Aufsatz des Begleitbuches von Dieter Prandel thematisiert. Er nennt ihn einen ‚Förder des Obstanbaus‘. Zuccalmaglio engagierte sich,

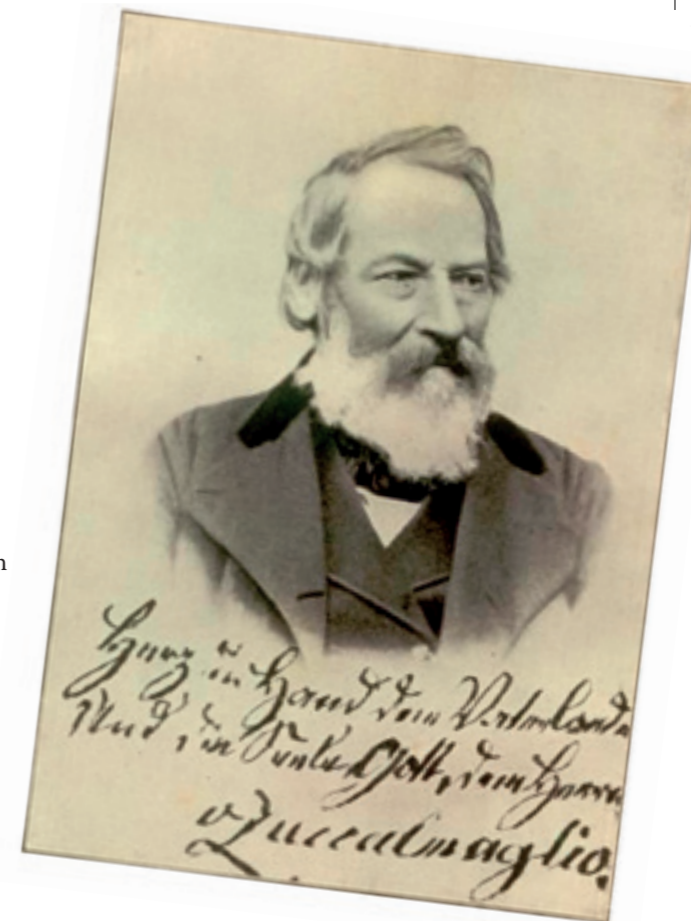
als er sich 1856 in Grevenbroich als Justizrat niederlässt, auch als sozial eingestellter Zeitgenosse bei Projekten der Erftgemeinden und einzelner Grundeigentümer, die den Volkswohlstand durch Anpflanzung von Obstbäumen an Straßen und Wegen heben wollen. Dies wird ihm und den anderen Beteiligten von der allem Neuen unaufgeschlossen gegenüberstehenden katholischen Landbevölkerung wenig gedankt.

Zuccalmaglio schreibt in seinen ‚Rückblicken und Bekenntnissen‘: „...bekundete sich die Roheit des Volkes darin, daß es wie immer was zu seinem Heile gereicht, zerstörte. An dem Wege von Grevenbroich nach Wevelinghoven sogar drei mal nach dreimaliger Bepflanzung... Wie sollte man diesen Frevel abstellen... Da blieb nur die Lehranstalt für Erwachsene die Kirche, die Kanzel zur Abmahnung übrig.“

Er schreibt weiter: „Es wäre für die Geistlichkeit ein Leichtes, das katholische Volk von dem Zerstörungswerk abzubringen. Man braucht nur etwas Fegefeuer für die Freveler zu heizen und die Muttergottes als Schirmherrin der Blütenbäume darzustellen, so wäre der Frevel abgestellt. Von den Juden beschädigt Niemand einen Obstbaum, weil das im mosaischen Gesetz vorgesehen. Bei den evangelischen ist es auch nicht zu fürchten wegen ihres höheren Bildungsstandes.“

Er wandte sich deshalb an den Erzbischof von Köln. „In einer desfallsigen Denkschrift hob er die Vortheile der Obstzucht, hob das Verhältnis des Nährstandes hervor und schilderte die Folgen, die innere Schlechtigkeit des Frevels, der der Bevölkerung mehr Nachteil brachte als Diebstahl und andere Vergehen, die auf der Kanzel verpönt werden.“

Darauf antwortet der erzbischöfliche Stuhl: „...daß es höchst unangemessen sei, von der Kirche zu



verlangen, daß sie in volkswirtschaftlichen Dingen durch ihre Verordnungen ‚fördernd‘ einschreite.“

Zuccalmaglio reagiert auf diesen abschlägigen Bescheid, „daß er gar nichts Volkswirtschaftliches angesprochen, sondern nur die Sündhaftigkeit zum Gegenstande kirchlicher Verordnungen habe darstellen wollen; trüfe die Abstellung des Baumfrevels mit großen volkswirtschaftlichen Vorteilen zusammen, so könne dies doch keine Profanierung der Kirche sein, da heilbringend und heilig vielmehr verwandte Begriffe“. Auf diese offensive Schrift aber erhielt er keine Antwort.

Die Zuccalmaglio-Renette ist eine Tafelobstsorte, die mittlerweile zu den seltenen Sorten zählt. Seine Äpfel sind würzig, saftig, mittelgroß und edel. Sie sollte vielleicht in Zukunft in dem ein oder anderen Garten eines Alt-Katholiken einen Platz finden. Ich habe sie im letzten Herbst in meinen Garten gepflanzt, hoffe in zwei Jahren den köstlichen Apfel zu ernten und rate meinen Gartenbesuchern diesen „Alt-Katholischen“, diese Rarität unter den Apfelbäumen anzupflanzen, wenn sie denn einen Garten haben. ■



Foto: Niccieden, „Supper at Emmaus“,
Flickr.com, Creative Commons License



Eine Woche Stille

VON REINER KNUDSEN



Weg von Jerusalem und zurück

VON RAIMUND HEIDRICH

1. Weg von Jerusalem, nur weg!
Wir sind auf dem steinigen Weg nach Emmaus,
enttäuscht, müde und verbittert.
2. Was ist geblieben von unseren Hoffnungen,
was von unseren Träumen?
Bloße Erinnerungen und Traurigkeit.
Wir sind auf dem steinigen Weg nach Emmaus.
Weg von Jerusalem, nur weg!
3. Und Du, unbekannter Weggenosse,
Du meinst im Ernst,
all das Leiden und das Sterben
hätte doch noch Sinn gehabt?
Die Schrift lege Zeugnis ab,
dass Gott mit Ihm war, trotz allem?
Wir können's nicht glauben.
4. Sieh, es will Abend werden,
und der Tag hat sich schon geneigt.
Bleib doch bei uns an diesem Abend,
bleib doch bei uns in dieser Nacht.
5. Und wir sitzen gemeinsam an einem Tisch,
und Du brichst das Brot für uns alle.
Und während Du es brichst,
und während Du es gibst,
erkennen wir langsam,
wer Du eigentlich bist.
Die Augen gehen uns auf:
Du selbst sitzt am Tisch
- und bist uns'ren Blicken
schon wieder entrückt.
Doch unser Herz, unser Herz brennt noch immer.
6. Zurück, zurück nach Jerusalem,
zu Petrus, Johannes und all den anderen.
Wir wollen die Freude, den Dank und das Glück
mit diesen allen teilen:
Der Herr ist wirklich erstanden vom Tod.
Er lebt nun für immer, für immer bei Gott.
7. Und wir hören die Schrift
und brechen dankbar das Brot.
Unser Herz, unser Herz brennt noch immer.

(Vgl. Lk 24, 13-35)

WIE IST DAS BEI IHNEN? BEI MIR PIEPT, summt oder vibriert geschätzt alle fünf Minuten eines meiner smarten Geräte. Irgendwas fordert immer meine Aufmerksamkeit und bekommt sie – ich könnte ja was verpassen. Auch habe ich immer dann, wenn ich ein paar ruhige Minuten habe, eine willkommene Ablenkung dabei. Was kann ich nicht alles Produktives damit tun.

Am Ende einer krankheitsbedingten achtmonatigen beruflichen Auszeit hatte ich soviel über mich und mein Verhalten gelernt, dass ich wusste, dass ich mir so keinen Gefallen tat und einen Weg finden musste, mich aus dieser Abhängigkeit zu befreien. Ich war neugierig geworden, ob ich eine Zeit lang ohne all dieses multimedial-soziale Zeug würde auskommen können.

Ich besprach diese Idee mit Thomas Walter in Deggendorf, der nicht nur früher Pfarrer unserer Gemeinde in Singen war, sondern auch seit Jahren ein sehr guter Freund und Begleiter ist. Er lud mich ein, mit ihm eine Woche schweigend im Geistlichen Zentrum in der Klinik Angermühle in Deggendorf zu verbringen.

Als ich dort eintraf, war es eisig kalt und es fielen Massen von Schnee als würdiger Rahmen für mein Vorhaben, für das ich alle elektronischen Begleiter daheim gelassen hatte. Meine Tagesroutine bestand aus dem gemeinsamen Morgengebet und dem Frühstück, das Thomas und ich gemeinsam und schweigend einnahmen. Ebenso hielten wir gemeinsam ein Mittagsgebet und nahmen anschließend gemeinsam das Mittagessen zu uns. Am Nachmittag führten wir täglich ein reflektierendes therapeutisches Gespräch und beschlossen den Tag mit einer Abendmeditation.

Der größte Teil des Tages blieb damit mir selber, um die Erfahrung aus dem meditativen Gebeten tiefer zu ergründen und zu entdecken, ob diese auch außerhalb eines geschützten Meditationsraumes funktionierten. Da die Klinik Angermühle inmitten des Stadtparks liegt, liegt die richtige Umgebung dafür genau vor der Tür. Viele Wege

laden dort zum Spaziergehen ein. Entlang des Kolbaches läuft links und rechts ein Fußgängerweg, der gen Süden direkt zur Donau führt. Nicht nur bei Eisnebel und frostigen Temperaturen ist dies ein sehr meditativer Weg.

Mir wurde jeden Tag deutlicher, was mir in meinem täglichen Leben fehlt und was ich auf meinen Spaziergängen und in der Meditation fand: Ruhe, Schweigen. Ich verstand, dass Schweigen nicht bedeutet, nicht zu sprechen. Vielmehr heisst es zuhören, vor allem sich selber zuhören. Genau das aber fiel mir und fällt mir schwer. Wenn ich in der Meditation in Ruhe bei mir bin, spüre ich erst, wie aktiv mein Geist ist, wie viele Gedanken gleichzeitig um Aufmerksamkeit und Weiterdenken buhlen. Aber unter der Anleitung von Thomas und mit der gemeinsamen Ruheerfahrung im Geistlichen Zentrum habe ich mir einige Werkzeuge erarbeitet, wie ich diese Aktivität zulassen kann ohne ihr zu folgen. Ich habe gelernt, wie ich mich in hektischen Momenten wieder zu meiner eigenen Ruhe, zu mir selber zurück bringen kann. Mir wurde klar – auch wenn es banal klingen mag –, dass ich die Vergangenheit nicht ändern und die Zukunft nicht vorhersagen kann. Damit kann ich nun viel intensiver im Jetzt und bei mir sein. Für mich war das eine tatsächlich lebensverändernde Erfahrung.

Ich bin heute sehr froh, den Weg nach Deggendorf gemacht zu haben, ja, ich habe mir vorgenommen, jedes Jahr eine solche Woche einzulegen. Das Geistliche Zentrum ist dafür genau der richtige Ort, weil Thomas Walter dort individuell einen geeigneten Weg für jeden Interessierten finden kann und will. Niemand muss sich in vorgefertigte Programme einpassen. In dieser Hinsicht Thomas Walters Angebot fast einmalig. Er bietet jedem Interessierten an, sich bei ihm zu melden und mit ihm ein Gespräch zur Diskussion und zu Planung zu führen. (t.walter@geistlicheszentrum-friedenskirche.de oder 0991-37055795)



Reiner Knudsen ist
2. Vorsitzender der
Synodalvertretung

„
*Schweigen bedeutet nicht,
nicht zu sprechen. Es bedeutet
zuhören – vor allem sich selbst*
“

Fotos: Reiner Knudsen

Terminvorschau

2.-4. April	Kar- und Ostertage der sächsischen Gemeinde Lückendorf (Zittauer Gebirge)	29. Juni-2. Juli	Treffen der Internationalen Römisch-Katholisch/Alt-Katholischen Dialogkommission, Köln
16.-19. April	Schulte-Symposium Meran (Südtirol/Italien)	3.-7. Juli	Tage der Einkehr – Grundzüge und Eigenarten der alt-katholischen Spiritualität, Doentinnen (Niederlande)
17.-18. April	Treffen des Internationalen Arbeitskreises Altkatholizismus-Forschung (IAAF), Bonn	24.-26. Juli	Dekanatstage Bayern, Pappenheim
27. April	Treffen der Kontaktgruppe mit der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche, Frankfurt am Main	26. Juli-4. August ◀	Sommerscamp des baj NRW Heino (Niederlande)
30. April-3. Mai	Jugendfreizeit Ring frei, Runde 4 Nieder-Liebersbach	2.-5. August ◀	Outdoor-Tage des baj Bayern für Kinder und Jugendliche zwischen 9 und 13 Jahren Rund um die Hütte der Gemeinde Kempten
4.-8. Mai	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße	1.-11. August ◀	Sommerfreizeit des baj Deutschland für Jugendliche ab 14 Jahren Den Hoorn auf Texel (Niederlande)
23. Mai	Altarweihe, Passau	12.-16. August ◀	Internationales Alt-Katholisches Laienforum 2015 St. Niklausen (bei Luzern/Schweiz)
25.-31. Mai ◀	Taizé-Fahrt für Jugendliche des baj Bayern	7.-10. September ◀	Internationale Alt-Katholisch/Anglikanische Theologenkonferenz Exeter/England
30. Mai	Dekanatsfrauentag Nordrhein-Westfalen Bonn	25.-27. September ◀	Dekanatstage Südbaden auf der Reichenau
3.-7. Juni	Evangelischer Kirchentag, Stuttgart	15.-18. Oktober	baf-Jahrestagung, Schmerlenbach
12.-14. Juni	Dekanatstage des Dekanats Hessen/Rheinland-Pfalz-Nord/Saarland, Hübingen (Westerwald)		
15.-20. Juni	Treffen der Internationalen Bischofskonferenz, Tschechien		
19.-21. Juni	baf-Wochenende: „Fließe, gutes Gotteslicht! Auf den Spuren der Sehnsucht...“, Oberschönenfeld		
19.-21. Juni ◀	Dekanatstage Baden-Württemberg Altleinigen		
20. Juni	Dekanatstag Nordrhein-Westfalen, Bottrop		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer
Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise
monatlich

Vertrieb und Abonnement
Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Fax: 04842/1511
E-Mail: versand@christen-heute.de

Design und Layout
John L. Grantham
E-Mail: john@grantham.de

Nachrichtendienste
epd, KNA, APD

Bilder
epd, KNA und privat

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn; Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland
21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier,
Deiningen

ISSN
0930-5718

Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben
5. April, 5. Mai, 5. Juni

Nächste Schwerpunkt-Themen
Sinn & Sinnlichkeit; Erotik & Leidenschaft – „Auf dass ihr klug werdet“ / Evangelischer Kirchentag in Stuttgart – Wut: Todsünde oder heilsame Kraft?

Ein Leserbrief zur Ansichtssache im Dezember 2014 und zum Leserbrief von Hans-Werner Schlenzig im Februar 2015:

NATÜRLICH KANN EIN ALT-KATHOLIK nur von den Erfahrungen berichten, die er teilen konnte. Das ist Frau Krehan nicht vorzuwerfen, nicht alles um fassend beschreiben zu können. Schade finde ich, dass der frühere Bischofsvikar zwar zu Recht die Verdienste von Pfr. Manfred Gersch würdigt, nicht aber einbezieht, dass die Gemeinde Blankenburg/Quedlinburg viele Jahre von Tönisvorst im Rheinland aus durch Pfr. Herbert Rogmann begleitet und unterstützt wurde: Er hat mit sehr großem persönlichen, auch materiellen Einsatz regelmäßig Gottesdienste in Quedlinburg und Dittfurt gefeiert, Gemeindeglieder und insbesondere kranke Menschen besucht. Tatkräftige materielle und ideelle Unterstützung leistete dabei seine Frau, Vera Meyer-Rogmann. Die Gemeinde Düsseldorf hat dies immer wieder durch konkrete Hilfen und vor allem durch persönliche Kontakte und mehrfach durch Begegnungsreisen unterstützt.

Andreas Hoffmann
Neuss

Zum Beitrag „Jedes Joch zerbreht ihr“ in Christen heute 3/2015 schrieben zwei Leser:

DER ARTIKEL DARF SO NICHT UNWIDERSprochen bleiben. Selten habe ich mich so über einen Artikel geärgert wie über diesen. Schon die Grundannahme, dass gutes Leben über demokratische Teilhabe und bürgerschaftliches Engagement definiert werden kann und dann als Gegensatz dazu postuliert wird, dass dies vielen nicht möglich sei, da Arbeitskraft und Lebenszeit „verkauft“ werden müssten, ist an Absurdität nun wirklich nicht zu überbieten. Seit Abschaffung der Sklaverei ist diese These allenfalls noch im Rotlichtmilieu relevant. Die generelle Verteufelung der Arbeit als Frondienst scheint mir doch sehr ideologisch geprägt zu sein.

Integration und Selbstverwirklichung fördern zu wollen, indem man fordert, Menschen aus dem Arbeitsleben herauszuhalten und ihnen die Selbstverantwortung abzusprechen,

halte ich für höchst bedenklich und im übrigen auch wenig christlich.

Man mag an Hartz IV im Detail vieles kritisieren, aber das Prinzip „Fördern und Fordern“ als offenen Strafvollzug - wenn auch nur im Zitat - zu bezeichnen, ist unglaublich! Das Prinzip des Forderns und der Integration in den Arbeitsmarkt hat nichts mit Strafvollzug zu tun, genau so wenig wie Arbeit an sich als Strafe anzusehen ist.

Arbeit und Wachstum und damit die Grundlagen des Sozialstaates als Fetisch zu bezeichnen, widerspricht der inneren Logik des Artikels, wenn gleichzeitig höhere Sozialleistungen von den - aus Sicht des Verfassers Strafgefangenen - also den Sozialleistungszahlern gefordert werden. Wie soll das bei weniger Arbeitenden und Negativwachstum funktionieren? Ich wünsche den Griechen bei diesem Experiment alles Erdenklich Gute (und da geht es nur um marginale Dinge im Vergleich zum bedingungslosen Grundeinkommen), halte es aber für unverantwortlich, die Steuerzahler anderer Länder dafür bürgen zu lassen. Dieses Experiment kann nur scheitern, so wie ein bedingungsloses Grundeinkommen auch nur scheitern kann. Ich halte die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen nicht nur für fahrlässig, sondern für gefährlich und im übrigen auch für unsozial.

Zudem ist es durchaus zumutbar, sich über seinen Arbeitsplatz zu emanzipieren und ich halte es sogar für möglich, demokratische Teilhabe und bürgerschaftliches Engagement mit dem Berufsleben zu vereinbaren.

Statt ein Anspruchsdenken zu befördern - dieses gibt es in unserer Gesellschaft nun wahrlich viel zu viel - sollte der Gedanke der Selbstständigkeit, der Integrität, der Eigenverantwortlichkeit und daraus erwachsend die Befähigung zur Gemeinschaftsverantwortung bei der Verteilung des Wohlstandes im Vordergrund stehen. Der umgekehrte Weg - die Eigenverantwortung einzuschränken oder zumindest überhaupt nicht mehr einzufordern - führt zu sozialer Verwahrlosung und kann die Solidargemeinschaft keinesfalls stärken. Aus christlicher Sicht: Jesus hat immer

gefordert, selbst umzukehren, um als anderer Mensch in der Welt wirken zu können. Leider wird Forderung von vielen immer gleich als Überforderung betrachtet, während die Überforderung im Weltbild dieser Menschen überhaupt nicht vorkommt.

Benedikt Vennemann
Gemeinde Köln

NACH INSGESAMT DREISSIG Jahren Auseinandersetzung um das Bedingungslose Grundeinkommen (BGE) - in den 1980er Jahren bei den Jobber- und Erwerbsloseninitiativen der Bundesrepublik auch „Existenzgeld“ genannt - verwundert es mich, in der Zeitschrift meiner Kirche einen so vereinfachenden Beitrag wie den von Jens-Eberhard Jahn zu lesen: „In zahlreichen Modellen wurde errechnet, dass ein BGE durchaus finanzierbar ist.“ Da wird etwas schlicht Unmögliches behauptet. Niemand kann berechnen, wie sich ein solches Grundeinkommen (je nach Modell) in der damit ausgelösten Dynamik bewährt und wie das „gerechnet“ werden kann. Und dabei setzen so gut wie alle Modelle krass wesentliche Sozialstaatsmodelle voraus.

Niemand kann die Kosten eines über Generationen andauernden Umbaus beispielsweise der Renten- und Arbeitslosenversicherung (die dabei nämlich nicht heil davon kommen werden!) „berechnen“. Jens-Eberhard Jahn unterschlägt schlicht, dass jedes Modell völlig unabwägbar ist in Bezug auf die Schere von Armut und Reichtum, von Preisentwicklungen - und damit in Bezug auf Einkommen und Arbeitsbedingungen, vor allem auf die Lebensbedingungen von älteren Menschen. Übernehmen die heutigen BGE-Vertreter die Verantwortung? Das können sie gar nicht.

Es gibt übrigens neben „konservativen Trägern der Arbeitsgesellschaft“ immer noch Kritiker der „Arbeitsgesellschaft“, die das Gesamt von wirtschaftlichen Produktions- und sozialen Reproduktionsbedingungen im Auge haben, ohne zu behaupten, dies alles „berechnen“ zu können. Ob christlich oder säkular motiviert, wühlen sie sich durch ein sozial-politisches Handgemenge, das durch ethisch-re-





ligiös aufgeladene Ideen und Modelle eher noch undurchdringlicher wird.
Martin Dieckmann, Hamburg

Ein Leserbrief zur Ansichtssache „Es war nicht alles schlecht“ in CH 3/2015:

KENNEN SIE PANTAU? ICH MÖCHTE PanTau sein und die ganze DDR wieder herzaubern so wie sie war. Die Anwohner der neuen Bundesländer sollten aufwachen und sich wieder in ihren früheren Häusern mit Aufpassern und Denunzianten, ihren riechenden Autos auf kaputten Straßen, in ihren armseligen Kaufhallen, in den Fabriken ihrer maroden Wirtschaft wiederfinden. Dabei würden sie die Erinnerungen an ihr heutiges Leben nicht verloren haben. Ich würde diesen Spuk nur ein paar Monate andauern lassen. Aber keiner sollte wissen, dass das nur ein vorübergehen-

der Zustand ist. Wetten, dass danach kein Mensch mehr ostalgisch ist?
Lucilla Jacob
Nach 17 Jahren in Meck-Pom wieder in Berlin

Ein Brief zu Christen heute allgemein:

NACH DER DRITTEN AUSGABE VON „Christen heute“ im neuen Gewand möchte ich ganz herzlich „Danke“ sagen für diesen mutigen Schritt. Mir gefällt alles: der Inhalt und die Form – und auch die Schrift! Und trotzdem fehlt mir noch etwas: nämlich eine „KINDERSEITE“. Ich meine, bei zweihundertdreißig Seiten sollte doch Platz für die Kinder unseres Bistums sein! In der dritten Ausgabe von CH 2015 wird in dem netten Artikel zu meinem 80. Geburtstag erwähnt, dass ich die Kinderseite zwanzig Jahre lang gemacht habe. Ich könnte diese Kopien gerne einem Interessenten zuschicken,

der bereit wäre, diese gute Tradition wieder aufleben zu lassen. Also bitte: Liebe Priesterinnen und Priester und liebe Eltern: Gebt Euch einen Ruck, und vergesst nicht unsere Kinder!
Pfr. i. R. Klemens Bächler
Essen

→ *Anmerkung der Redaktion:* Klemens Bächler hat recht! Wie es zu seiner Zeit war, wäre eine Kinderseite noch immer eine große Bereicherung für unsere Zeitschrift. Nur: Das derzeitige Redaktionsteam kann das nicht leisten. Wenn sich aber eine Person, oder noch besser ein Team von Leuten, findet, die bereit sind, eine Kinderseite zu gestalten, werden wir den Platz zur Verfügung stellen. (GR) ■

← *fortgesetzt von Seite 14*

Es ist nicht ohne Grund, dass seine Vorgänger praktisch jedes Wort abgelesen und sich so gut wie nie spontan geäußert haben.

Papst Franziskus weiß das selbstverständlich; wie er die Kirchenreform angeht, vieles was er sagt, zeigt, dass er ein kluger und sehr gescheiter Mann ist. Aber er verweigert sich dem. Er besteht darauf, außer Papst auch einfach noch Mensch sein zu dürfen. Er besteht darauf, auch einmal etwas ins Unreine sagen zu dürfen. Er beansprucht für sich, dass seine Gegenüber sich die Mühe machen zu verstehen, was er eigentlich meint, auch wenn er sich unsauber ausdrückt, und dass sie das wohlwollend aufnehmen, anstatt jedes Wort auf die Goldwaage zu legen und Munition zu sammeln gegen ihn.

Dass das so ist, zeigen auch seine Predigten bei der Morgenmesse in der Kapelle. Es ist ja nicht so, dass er sich nur diese spektakulären Ausrutscher leisten würde, die um die ganze Welt gegangen sind. Nein, da ich jeden Tag für *Christen heute* die Nachrichtendienste bekomme, erfahre ich auch, was Franziskus morgens gepredigt hat. Und da sind immer wieder Dinge dabei, bei denen ich denke: Hoppla!

Da lehnt er sich aber aus dem Fenster! Oder: Das ist aber theologisch fragwürdig! Aussagen, von denen die meisten Menschen nie erfahren, weil sie nicht so spektakulär sind, dass sie gedruckt würden.

Diese Predigten haben böse Zungen dazu gebracht zu sagen, da säße ein Dorfpfarrer auf dem Papstthron. Das ist böse, aber nicht ganz falsch. Weil ich selbst einmal vor langer Zeit römisch-katholischer Dorfpfarrer war, der jeden Tag eine Kurzpredigt in der Werktagmesse gehalten hat, weiß ich, wie Franziskus dazu kommt, solche fragwürdigen Dinge in der Predigt zu sagen. Das kommt zustande, wenn ich mir kurz vor dem Gottesdienst knapp fünf Minuten Zeit nehme, weil ich mehr gar nicht habe, um zu überlegen, was ich zu den Schrifttexten sagen könnte. Dann kommen keine tief schürfenden und auch keine geschliffenen Predigten zustande. Das wissen auch die Mitfeiernden und legen die Worte nicht auf die Goldwaage. Aber einen Impuls in den Alltag können sie im Idealfall trotzdem mitnehmen.

Ich bewundere Papst Franziskus nicht für undiplomatische und ungeschickte Aussagen und auch nicht für seine schlecht vorbereiteten Predigten im kleinen Kreis. Ich würde ihm allenfalls raten zu verhindern, dass sie wei-

tergegeben werden. Wofür ich ihn bewundere, das ist, dass er sich das nicht nehmen lässt, obwohl er weiß, dass er eigentlich nicht ins Unreine sprechen darf. Dass er daran festhält, einfach Mensch sein zu dürfen, nicht nur Papst. Dass er darauf besteht, spontan sein zu dürfen, auch wenn dann später sein Sprecher erklären muss, dass er es bestimmt nicht so gemeint hat, wie es sich anhört. Offensichtlich spürt er, dass er das braucht, um gesund zu bleiben und die Lebensfreude nicht zu verlieren.

Davon möchte ich mir gerne eine Scheibe abschneiden. Steht er im vollen Rampenlicht, so werde ich ja als Pfarrer vergleichsweise nicht einmal von einem Teelicht beschienen. Trotzdem habe auch ich gelernt, normalerweise diplomatisch zu sprechen und nicht zu vergessen, was die Menschen von mir erwarten. Aber wenn ich nur noch amtierende und nicht mehr Mensch bin, werde ich krank. Das Menschsein, die Spontaneität bewahren, nicht dauernd mit einer Schere im Kopf herumlaufen, nicht dauernd überlegen, wie das, was ich sagen will, wohl ankommt, manchmal das Herz auf der Zunge tragen, ja, das möchte ich eigentlich auch für mich in Anspruch nehmen. Und darin kann mir Papst Franziskus wirklich ein Vorbild sein. ■

← *fortgesetzt von Seite 2*

Glaubwürdigkeit von Textilsiegeln

Verbraucher können sich künftig beim Kauf von Kleidern über ein neues Internetportal und über eine App über die Glaubwürdigkeit von Textilsiegeln informieren. Das Entwicklungsministerium schaltete dazu das Portal www.textilklarheit.de frei. Es gibt Auskunft darüber, inwiefern das Siegel tatsächlich eine Einhaltung von Umwelt- und Sozialstandards bei der Produktion der Textilien garantiert. Die Seite ist Teil des Portals www.siegelklarheit.de, mit dem die Bundesregierung weitere verbraucherrelevante Produktgruppen bewertet.

Höhenangst auf der Kanzel

Aus Höhenangst steigt Kardinal Rainer Maria Woelki zum Predigen nicht auf die Kanzel im Kölner Dom. „Wenn ich da oben stehe und mir bewusst mache, wo ich stehe, bekomme ich Herzrasen und habe Angst, vornüber zu kippen“, sagte Woelki. Dann gerate er bei der Predigt ins Stocken. „Ich habe es als Weihbischof probiert“, so der hochgewachsene Kardinal.

Mahnung zu selbstkritischem Denken

Der Erzbischof von Canterbury Justin Welby hat zu selbstkritischem Denken aufgerufen. „Wir müssen uns bewusst und demütig über unsere eigenen Schwächen als auch die Gefahren in der Welt sein“, sagte der Erzbischof von Canterbury in der Dresdner Frauenkirche. Dies gelte besonders, weil in der Welt „mehr Frieden, mehr Wohlstand, bessere Medizin, gesündere Lebensbedingungen und bessere gesellschaftliche Bindungen bestehen als je zuvor.“ Die Geschichte Dresdens und die entsetzlichen Leiden des Europas vor 70 Jahren hätten seinen Blick auf die Versöhnung geprägt, so Welby weiter. Mit Sorge blicke er heute auf ein Europa, in dem „das Kriegsgeschrei“ immer lauter werde, sagte Welby und verurteilte den „Hunger nach Dominanz in dieser Welt“.

Internetkonzerne machen Sorgen

Harald Welzer (56), Bestsellerautor und Totalitarismusforscher, sieht die Gesellschaft durch die Macht der Digitalkonzerne „auf dem Weg in einen neuen Totalitarismus“. Es gehe bei der Anhäufung von Macht bei Google, Facebook, Uber und Co. „um einen schleichenden, gewaltlosen Wechsel der Herrschaftsform“, sagte Welzer. „Diktaturen arbeiten immer zuerst an der Abschaffung der Privatheit und des Geheimen und Verborgenen. Denn nur so lassen sich Menschen effektiv kontrollieren“, erläuterte er. „Google und Co. arbeiten auch an der Abschaffung des Privaten. Und sie kontrollieren schon jetzt mehr als bloß das Internet. Sie kontrollieren mehr und mehr unser soziales Leben.“ Die Internetunternehmen setzten Normen und trafen Entscheidungen über das Zusammenleben. „Google beherrscht uns, indem es das Ureigenste der Individuen besetzt.“

Wind ersetzt Atomkraft

Windkraft mit einer Leistung von 4750 Megawatt ist im Jahr 2014 in Deutschland installiert worden – so viel wie noch nie. Wie der **Bundesverband Windenergie** mitteilt, wurden 1766 Windräder an Land errichtet. Ihre Leistung entspricht der Leistung dreier Atomkraftwerke.

Rekordsumme für UNO-Flüchtlingshilfe

Die deutsche Bundesregierung hat die weltweiten Hilfseinsätze des UNO-Flüchtlingskommissariats (UNHCR) im letzten Jahr mit 139,4 Millionen US-Dollar (123,3 Millionen Euro) unterstützt. Dies bedeutet eine Rekordsumme und Verdoppelung der finanziellen Zuwendungen innerhalb der letzten beiden Jahre. Insgesamt wurden dem Hochkommissariat der UNO im letzten Jahr über 3,3 Milliarden US-Dollar (2,9 Milliarden Euro) für seine Arbeit zur Verfügung gestellt. In der UNHCR-Geberliste gehört Deutschland nun erstmals mit den USA, der Europäischen Kommission, Großbritannien und Japan zu den fünf größten Gebern, die über 60

Prozent der UNHCR-Hilfsprogramme weltweit finanzieren.

Rabbiner verlangen Ende von Hauszerstörungen

Mehr als 400 Rabbiner haben einen Appell gegen Hauszerstörungen in den Palästinensergebieten unterzeichnet. Mitglieder der Organisation „Rabbis for Human Rights“ forderten Israels Ministerpräsident **Benjamin Netanjahu** auf, die Politik der Hauszerstörungen zu beenden und den palästinensischen Bewohnern der von Israel kontrollierten Gebiete eine Mitsprache bei Bebauungsplänen einzuräumen. Die aktuellen Gesetzesbeschränkungen für Palästinenser stark ein, selbst auf unangefochtenem Grundbesitz Häuser zu bauen.

Wirtschaft will mehr Chancen für junge Zuwanderer

Jungen Zuwanderern und Asylbewerbern soll nach dem Willen der Wirtschaft der Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtert werden. Der Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammertages, **Eric Schweitzer**, schlug vor, jungen Zuwanderern ohne Hindernisse eine Ausbildung zu ermöglichen, „zumindest in Berufen, in denen die Bewerber knapp sind. Wer dann einen passenden Job findet, soll bleiben dürfen.“

Wer zudem in Deutschland eine Hochschulbildung absolviert habe und danach einen entsprechenden Arbeitsplatz finde, solle „umgehend ein Daueraufenthaltsrecht erhalten“.

Zurückschicken von Flüchtlingen stoppen

Der neue Direktor der europäischen Grenzschutzbehörde Frontex, **Fabrice Leggeri**, will sogenannte „Push-Back-Aktionen“ an Europas Grenzen nicht länger tolerieren. Er sagte über die Aktionen, bei denen Flüchtlinge von Grenzschützern auf illegale Weise zurück aufs Meer geschickt werden: „Push-Back-Aktionen verstoßen gegen internationales Recht und gegen die Menschenrechte. Solche Aktionen darf es in Zukunft nicht geben und wird es nicht geben. Das werde ich nicht dulden.“ ■



Kollarophobie

Geistlichkeit unsichtbar
oder erkennbar?

VON WALTER JUNGBAUER

ALS ICH KÜRZLICH IM INTERNET ein Foto einer befreundeten evangelischen Pastorin sah, die mit ihrer Familie gerade ein paar Jahre in einem skandinavischen Land als Pfarrerin arbeitet, war ich überrascht: Wie selbstverständlich trug sie ein Kollar – mitten in der Schar einer Gruppe junger Erwachsener und Jugendlicher um sich herum. Ich kann mich nicht erinnern, meine Kollegin hier in Deutschland je im Kollar-Hemd gesehen zu haben.

Auch von anderen Bildern aus zahlreichen Ländern sowie aus Erzählungen weiß ich, dass es für Geistliche in den meisten Ländern – quer durch alle Konfessionen – ganz normal ist, ein Kollar-Hemd zu tragen. Nur in unseren Breitengraden scheint es eine Art von Kollarophobie zu geben, Angst davor, ein Kollar zu tragen und sich damit in aller Öffentlichkeit als Geistliche beziehungsweise Geistlicher zu outen.

Ich vermute, es hängt vor allem mit der Sorge zusammen, dass mit dem Kollar – das übrigens in der bei uns im Regelfall genutzten Form des abnehmbaren Kollars 1827 von einem presbyterianischen Pastor der Kirche von Schottland erfunden wurde – bestimmte Vorbehalte verbunden sind: Wir alt-katholischen Geistlichen könnten (gerade auch als Repräsentantinnen und Repräsentanten unserer Kirche) möglicherweise als so erkonservativ, verstaubt und steif betrachtet werden, wie es unser Name ja manchen suggeriert, die uns nicht kennen. Außerdem: Wir Christinnen und Christen sind doch alle gleich,

und es gibt keinen Unterschied zwischen den Geistlichen und den Laien; das Kollar würde einen solchen Unterschied aber etablieren. Und zudem nehmen sich Geistliche, die das Kollar tragen, selbst viel zu wichtig.

Die Kehrseite eines Verzichts auf den Kollar ist allerdings: Wir sind nicht erkennbar. Wir sind unsichtbar. Verstecken wir uns vielleicht sogar? Jeder Mensch, der als Polizistin oder Polizist im regulären Streifendienst arbeitet oder auch alle Zugbegleiterinnen und -begleiter sind sofort erkennbar, wenn sie im Dienst sind. Und niemand hat ein Problem damit, dass sie erkennbar sind. Es ist vielmehr so: Wenn ich ein Anliegen habe, bei dem ich mir Hilfe von einer Person der entsprechenden Berufsgruppe verspreche, erkenne ich sofort, an wen ich mich wenden kann.

Aber wie soll jemand, der nach einem Seelsorger oder einer Seelsorgerin sucht, eine solche oder einen solchen erkennen, wenn die Person schlicht nicht erkennbar ist? Ich frage mich: Müssen Geistliche von ihrer Aufgabe her nicht in aller Öffentlichkeit auch als solche sogar ausdrücklich erkennbar sein?

Ich habe bereits die Erfahrung gemacht: Wenn ich Kollar trage, werde ich gezielt angesprochen. Die Menschen stolpern regelrecht über dieses kleine Stück weißen Stoffs oder Plastiks im Hemdkragen. Ich komme mit Menschen, die mich vorher wahrscheinlich übersehen hätten, über Fragen des Glaubens und über (meine) Kirche ins Gespräch. Und auf Kirchentagen konnte ich auch schon gut beobachten, dass die Medienvertreter gezielt auf Menschen mit Kollar zugegangen sind, wenn sie nach einer Vertreterin oder einem Vertreter

von Kirche für ein Gespräch gesucht haben. Und wenn das Gegenüber durch das Kollar dann auch noch als alt-katholische Priesterin erkennbar ist, können so rasch sehr spannende Interviews entstehen, die nicht zuletzt der Bekanntheit unserer kleinen Kirche dienlich sind.

Zudem kann unsere Erkennbarkeit als Geistliche Türen öffnen. Wenn ich Trauerbesuche mache, stelle ich immer wieder fest, dass mir gerade auch von Menschen, die ich nicht aus der sonntäglichen Gottesdienstgemeinde kenne, sofort Vertrauen entgegen gebracht wird, wenn man mich auf Grund des Kollar-Hemds schon äußerlich als Geistlichen erkennt. Und auch bei Krankenbesuchen in Pflegeheimen oder Krankenhäusern muss ich mich normalerweise weder dem Personal noch den Besuchten erst groß ausweisen und erklären, wenn ich Kollar trage.

Nicht zuletzt aber ist es sinnvoll auch gegenüber Menschen, die mal in einem alt-katholischen Gottesdienst vorbeischauchen. Wenn sie schon die Schwellenangst überwunden haben, die Kirche zu betreten, wird das Kollar zum Erkennungszeichen für eine Person, die sie gezielt ansprechen können, wenn sie ihr Interesse für die Gemeinde oder die Kirche zeigen oder mehr Informationen haben wollen. Hier wird das Kollar nicht als Hemmschwelle erfahren, sondern als eine Einladung: Du kannst mich ansprechen.

Einen weiteren kleinen Vorteil hat das Kollar-Hemd darüber hinaus: Ich muss mir keine Gedanken darüber machen, was ich sonntags zum Gottesdienst anziehe. Mit dem Kollar-Hemd bin ich als Geistlicher immer richtig gekleidet. ■



Walter Jungbauer ist Vikar für die Pfarrgemeinde Hamburg und Koordinator der Öffentlichkeitsarbeit des Bistums